

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Ein schöner Mann.

Novelle von Emil Marriot.

Nachdruck verboten.

Das Gespräch war auf eine Frau geraten, deren Name allen jüngeren Mitgliefern der Tischgesellschaft vollkommen fremd klang. Unter denjenigen, welche sie kannten und von ihr sprachen, herrschten verschiedene Meinungen über dieselbe. Man griff sie an, man verteidigte sie, und alle redeten wirt durcheinander. An einem Menschen, über welchen so widersprechende Ansichten laut werden, ist gewöhnlich etwas; einer gleichgültigen Persönlichkeit wegen ereifert man sich nicht. Die Neugierde der jüngeren Gesellschaft war rege geworden, und einstimmig baten alle, daß man ihnen Näheres über jene Frau berichten möge. Ein alter, seiner strengen Wahrheitsliebe halber durchaus vertrauenswürdiger Herr erbot sich, dem Wunsche der jungen zu willfahren, und hob sogleich zu erzählen an.

I.

„Als ich jene Dame kennen lernte — und das sind nun schon zwanzig Jahre her — war sie nicht mehr und nicht weniger, als was man im Leben einen Backfisch nennt. Herr von Rodenburg, ihr Vater, bekleidete eine hohe Stelle bei der B. . . schen Gesandtschaft und führte ein glänzendes Haus; vielleicht weniger sich selbst zu Liebe — denn er war ein ernster und wortfarger Mann, welcher kein Verlangen trug nach Menschen und Geselligkeit —, sondern seiner Frau zu Gefallen, die, sein gerader Gegensatz, sich nur in Gesellschaft, Lärm und Lichterglanz heimisch fühlte. Man hat der schönen Frau von Rodenburg zu jener Zeit allerhand Ables nachgesagt; ich bin jedoch der Ueberzeugung, daß man ihr Unrecht that. Gefällig war sie wohl und eitel und oberflächlich, liebte es, umschwärmt zu werden, und trug ihren Anbetern gegenüber vielleicht nicht immer jene vornehme Zurückhaltung zur Schau, über welche eine schöne und gefeierte Weltbilde verfügen muß, wenn anders sie die Lästerzungen nicht zu unliebsamer Thätigkeit aneifern will. Schlimmeres jedoch konnte man ihr nicht vorwerfen, zum mindesten nicht beweisen. In ihrem Hause unterhielt man sich vortreflich. Alles, was Geist, Talent oder Namen hatte, ging dort ein und aus, und jedermann, ob nun bürgerlich oder von hohem Adel, wurde gleich liebenswürdig aufgenommen.“

Zu den Intimen des Hauses gehörte damals der schöne Offizier Gustav von Ehrfeld. Wenn Sie von mir verlangen, Ihnen zu erklären, weshalb und wodurch der blonde Oberlieutenant ein so ausgesprochenes Glück bei den Frauen und Mädchen hatte, muß ich Ihnen die Antwort darauf schuldig bleiben. Ich kann nur sagen, daß er ein schöner, ein sehr schöner Mann war und die Uniform ihn prächtig kleidete. Schön und trotzdem kein Geck — das sind zwei gute Eigenschaften. Eine geistreiche Bemerkung habe ich aus seinem Munde niemals vernommen, indessen sagte er ebensowenig etwas Albernes — vielleicht hauptsächlich darum nicht, weil er überhaupt nicht viel und dann stets bedächtig und mit Überlegung sprach. Er war gutmütig, tapfer und verschwiegen. Sogar beim Weine, unter Männern, konnte man ihn nicht dazu bringen, irgend etwas, das dem Rufe einer Frau von Nachteil hätte sein können, auszulandern. Die Huldigungen des schönen Geschlechts ließ er sich mit ruhigem Anstande gefallen. Er nahm seinen Verehrerinnen gegenüber eine Wiener lächelnder Überlegenheit an, welche ihnen imponierte und die nicht frei war von einer gewissen Nachsicht, wie man sie etwa gegen ein Kind empfindet, dessen lebenswürdige Schwächen und Launen man

gutmütig belächelt, anstatt sie zu tadeln. Ubrigens war der Mann kein Don Juan. Das Blut floß ziemlich ruhig in seinen Adern und nach Liebesverhältnissen, in welchen es darunter und darüber geht, gelüstete ihn nicht. Sein weibliches Ideal war und blieb die bescheidene Hausfrau, welche inmitten von Mann und Kindern ihr Reich und ihre Seligkeit findet. Im Verkehr mit Männern war er ein treuer und verlässlicher Freund; mit seinen Berufscollegen stand er auf kameradschaftlichem Fuße. Fügen Sie zu dem allen hinzu,

Verkehr suchte er weder, noch fand er bei ihr. Im Sommer des Jahres 1866 brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus. Der Oberlieutenant machte den Feldzug mit, wurde zum Hauptmann befördert und schlug sich dann mehrere Jahre lang in verschiedenen Garnisonen herum. Die Wiener Gesellschaft hatte ihn aus den Augen verloren, andere Lieblinge an den leer gewordenen Platz gesetzt und ihn nahezu vergessen. Da kehrte er nach einer Abwesenheit von vier Jahren nach Wien zurück.

II.

Jetzt ist es an der Zeit, ihnen meine eigentliche Heldin, Fräulein Helene von Rodenburg, vorzustellen. Sie war das einzige Kind und des Vaters vergötterter Liebling. Ihrer Mutter stand sie weniger nahe — die war zu viel mit sich selbst und ihren Triumphen beschäftigt, um viel Zeit und Liebe für die Tochter erübrigen zu können. Was die beiden ferner voneinander trennte, war die Verschiedenheit ihrer Charaktere. Helene arbeitete nach ihrem Vater. Sie war still, ernst und selbstgenügsam — eine nach innen gefehrte Natur. Eine Lüge ist niemals über ihre Lippen gekommen, und ihr Wahlspruch von Kindheit auf hieß: immer wahr sein und sich selbst getreu — sei es auch bis zur Rücksichtslosigkeit. Nach Geselligkeit trug sie kein Verlangen, sie schloß sich schwer an jemanden an, und fremde Gesichter schüchtern sie ein. Im glänzenden Salon ihrer Mutter war sie wenig beachtet worden. Das blasse, schlanke Kind mit den schweren, rotblonden Zöpfchen und träumerischen Augen war den leichtlebigen Gästen unbequem . . . denn dieses stille Kind stellte seine Ansprüche an Männer und Frauen. Platte Schmeicheleien, schale Witze entlockten ihr kein Lächeln, und sie konnte einen dabei so groß, so erstaunt ansehen, als spräche sie: wozu sagst du mir denn das? hältst du mich denn für albern? — daß man sich ordentlich beschämt fühlte. Sie las sehr gern, war überhaupt in hohem Grade bildungsfähig; sie hätte mir in die richtigen Hände kommen müssen. Im Salon ihrer Mutter war sie nicht an ihrem Plage. Sie fühlte das, und diese Empfindung ließ sie linksich, störrisch und unzugänglich erscheinen. Der bessere Menschentenne aber konnte unschwer bemerken, daß in der Tiefe ihres Wesens vortreffliche Eigenschaften verborgen ruhten und daß es nur die Schuld der oberflächlichen Gäste war, wenn diese Eigenschaften nicht zum Durchbruch gelangten.

Wenn ich ihr manchmal auf der Ringstraße, am Arme ihres Vaters hängend, begegnete, staunte ich über die Verwandlung: sie lachte, plauderte, hatte gerötete Wangen, gab sich frei und ungezwungen, und jede Spur von Scheu und Troß schien wie weggezaubert: in solchen Stunden war sie wahrhaft entzückend. Erst später erfuhr ich etwas, das viel beigetragen haben mochte, sie in der Gesellschaft herber und ernster erscheinen zu lassen, als sie wohl sonst gewesen wäre: sie trug im Herzen eine tiefe, schwärmerische und unglückliche Neigung. Derjenige, welcher diese Liebe entzündet hatte, wußte nichts davon, denn Helene von Rodenburg gehörte nicht zu jenen Mädchen, welche den ersten Schritt thun, und entgegengekommen war er ihr niemals, hatte das halb-wüchsige, unbeholfene Ding vielmehr immer übersehen. Der Auserwählte war — vielleicht haben Sie es schon erraten — kein anderer als Gustav von Ehrfeld. Unbeachtet von ihm, hatte sie ihn in aller Stille wie einen Gott bewundert und war ihrer ersten Liebe treu geblieben durch vier volle Jahre. Diese Neigung hatte sie jedoch keineswegs kopfhängerisch gemacht. Mit der größten Ruhe, ja mit einer Art Schadenfreude, hatte sie den Bemühungen ihrer Mutter und anderer Damen, sich das Herz des blonden Necken zu



Prinz und Prinzess Wilhelm von Preußen mit dem ältesten Sohne Friedrich Wilhelm.

Nach einer Photographie von Selle u. Kunze in Potsdam.

daß er vorzüglich tanzte, ritt, schloß, Billard und Karten spielte, so werden Sie begreiflich finden, daß die blonde Hünen Gestalt Gustav von Ehrfelds in der Wiener Gesellschaft ein gern gesehener Gast war. Man war ganz erpicht auf ihn, und die Frauen, in erster Linie Frau von Rodenburg, wetteiferten darin, dem fischblütigen, gelassen lächelnden Manne eine wahre und tiefe Leidenschaft einzusößen.

Einen Winter lang wurde diese Jagd nach seinem Herzen zu einem förmlichen Sport . . . der brave Offizier kam jedoch mit heiler Haut davon. Man sah ihn zwar häufig in Frau von Rodenburgs Gesellschaft, aber etwas Anderes als aufregenden

unterwerfen, zugehen. Wie sehr wuchs er in ihren Augen durch die Erkenntnis, daß alle diese Pfeile seiner unpanzernten Brust nichts anhaben konnten! Sie trug die Überzeugung im Herzen, daß er wiederkehren, sie dann würdigen, daß ihre Zeit kommen würde, und diese Überzeugung ließ sie einfließen alles ruhig und gern ertragen. Sein Wesen und seine Erscheinung waren ganz darnach angethan, einem fünfzehnjährigen romantischen Mädchentopfe zu imponieren. Wäre er ein Don Juan, ein eingebildeter Geck gewesen, würde sie ihn, trotz seiner Schönheit, verachtet haben. Aber so wie er war, so einfach, natürlich und verständlich, so gleichgiltig gegen seine vielseitigen Erfolge bei den Frauen: so liebte sie ihn. Während seiner vierjährigen Abwesenheit ist sie ihm auch keine Stunde untreu gewesen... und als er wiederkam, trat sie ihm mit dem Bewußtsein, jetzt von ihm gewürdigt zu werden, entgegen.

Jugend eine plauderhüchtige Freundin, welcher die Neigung Helene's nicht entgangen war, trug Sorge dafür, daß der junge Hauptmann davon erfuhr; solche lange treue Liebe rührte ihn, sein ganzes Herz flog dem reizend erblühten Mädchen zu. Nach kurzer Zeit wurde die Verlobung der beiden jungen Leute gefeiert. Frau von Rodenburg schien nicht nur entzückt darüber, wie damals böse Zungen behaupteten, sondern war es in der That und fügte sich mit vielem Takte in ihre mütterliche Rolle... Ich glaube auch, daß sie nicht böse war, die junge und hübsche Tochter aus dem Hause zu bringen, und der Hauptmann war ihr im Laufe der Jahre längst vollkommen gleichgiltig geworden. Einem Wunsche der Braut Rechnung tragend, wurde die Trauung in der protestantischen Kirche vollzogen. Helene war Protestantin und hätte sich um keinen Preis dazu verstanden, in einer andern Kirche als derjenigen ihres Glaubens getraut zu werden, und er fügte sich ihrem Wunsche mit dem überlegenen Lächeln des Mannes, der auf solche Dinge kein Gewicht legt.

Es schien ein Bund, wie geschaffen, um zwei Menschen dauernd glücklich zu machen. Neigung von beiden Seiten, Schönheit, Jugend, geordnete Verhältnisse... eine wahre Augenweide war es, das schlanke rotblonde Mädchen am Arme des kräftigen Kriegers zu sehen. Nach der Trauung trat das junge Paar seine Hochzeitsreise an, und als es wieder nach Wien zurückkehrte, konnte es sein von den Eltern reizend eingerichtetes Heim nur kurze Zeit bewohnen. Das Regiment des Hauptmanns erhielt Befehl, nach Galizien zu marschieren, und unser erst sechs Monate lang vermähltes Paar mußte Wien verlassen und seinen Aufenthalt in einem schmuggigen polnischen Marktflecken nehmen.

III.

Helene machte sich blutwenig aus dieser Verbannung, über welche Vater und Mutter jammernd die Hände über dem Kopf zusammenschlugen. Wo zu brauchte sie Bälle, Theater, fashionable Promenaden? Es schien ihr im Gegenteil ganz nett, zu zweit in einer Art Wüste zu leben. Ihr Heim war ein Muster von deutscher Sauberkeit, und die junge Hausfrau das Hübschste darin. Sie führten ein sehr glückliches Leben, ritten oder saßen zusammen aus, und wenn er dienstlich beschäftigt war, las oder musizierte Helene und hielt Umschau im Hause, um sich zu vergewissern, daß es darin an nichts fehle, was die Behaglichkeit des häuslichen Lebens vielleicht noch erhöhen könnte. Nach Ablauf eines Jahres genas sie eines Töchterchens. Der blonde Hübsche freute sich aufrichtig darüber, als alles glücklich vorüber war, obgleich er sich im stillen einen Sohn erhofft hatte. Auch wußte er mit dem zarten kleinen Ding nicht viel anzufangen und hielt es so ungeschickt in seinen großen Händen, daß Helene immer fürchtete, er möchte es fallen lassen oder gar zerbrechen. Das Kindchen war ein wenig schwächlich und oftmals unwohl, verursachte viel Störung und Plage, und das trieb den Riesen öfter aus dem Hause, was vordem nicht seine Gewohnheit gewesen war. Sein Dienst war um jene Zeit ein sehr anstrengender; wenn er nach einer Feldübung todmüde und abgebeht nach Hause kam, streckte er sich am liebsten auf einer chaise longue aus, verpaßte eine Cigarre nach der andern und schlummerte nicht selten am helllichten Tage darüber ein. Helene versuchte alles Mögliche, um ihn zu ermuntern, aber es gelang ihr nicht. Wortfarg war er immer gewesen; nun aber, da sie ihn näher kannte, täglich mit ihm verkehrte, zeigte es sich, daß er nichts sagte, weil er — nichts zu sagen hatte.

In den ersten Monaten ihrer Ehe war ihr das nicht aufgefallen. Sie besaß ein so reiches inneres Leben, daß sie die Kosten der Unterhaltung mühelos allein bestritten hatte; schließlich aber fing sie doch an, auf ein Echo, eine Antwort zu lauschen... und diese blieben aus. Für ihn war die Ehe ein Hafen der Ruhe und zwanglosen Bequemlichkeit, und er war ganz erstaunt darüber, daß Helene nicht ebenso dachte wie er. Schnell, sehr schnell war er in jenen Fehler verfallen, welcher das Glück so vieler Ehen untergräbt und welchen sich anzueignen Männer sowohl wie Frauen so selten Bedenken tragen: sich nämlich in der Ehe keinerlei Zwang aufzuerlegen. Die Leute verheiraten sich und glauben, nun sie an einander gebunden sind, dem andern Teile keine weiteren Beweise ihrer Neigung schuldig zu sein. Für Fremde sind sie aufgeweckt, lebenswürdig, wollen ihnen gefallen und tragen, um mich eines figurlichen Ausdrucks zu bedienen, immer ein Paradebild; in der Häuslichkeit, vor dem Gatten oder der Gattin, erscheinen sie in Schlafrock und Pantoffeln. Kein Bestreben, dem andern Teile zu gefallen, kein Bemühen, ihn zu zerstreuen und aufzuheitern, seine geistigen Bedürfnisse zu befriedigen... für das eheliche Leben dünkt ihnen alles gut genug, und wenn sie gähnend nebeneinander sitzen und einander nichts zu sagen wissen, meinen sie, daß es in der Ehe anders eben nicht sein könne, daß die Langeweile unzertrennlich sei vom ehelichen Leben.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß alle Ehen also beschaffen seien; ich behaupte nur, daß sie auf viele eine solche Wirkung ausübt, und muß hinzufügen, daß mein Hauptmann zu dieser Menschengattung gehörte. Helene gab sich alle erdenkliche Mühe, um das Gespenst der Langeweile und geistigen Erstarrung aus ihrem Hause zu bannen. Täglich bat sie den Gatten, er möchte ihr etwas vorlesen — sie ließ sich durch ihren Vater alle möglichen Bücher schicken — oder sie wollte ihm von dem, was sie gelesen hatte, berichten. Den Hauptmann interessierte das nicht. Er hatte für die Litteratur weder Sinn noch Verständnis und fand es weit angenehmer, auf der weichen chaise longue zu liegen und schweigend zu rauchen, anstatt sich vorlesen zu lassen oder selber vorzulesen und nachträglich über das dumme Zeug obendrein noch sprechen zu

solten. — Der Helene wollte auch über dieses und jenes seine Meinung hören. Sie beschäftigte sich mit allen menschlichen Fragen, dachte über alles nach und wollte das, was sie dachte, auch aussprechen. Er aber wehrte ihr lächelnd ab: wozu sich über das alles den Kopf zerbrechen? Man möge Welt und Dinge doch sein lassen, wie sie sind, da man ja doch daran nichts ändern könne. Im stillen war er der Ansicht, daß Frauen über ernste Dinge überhaupt nicht reden sollten. Wie alle von den Weibern verwöhnten Männer achtete er die Frau nicht allzu hoch... Wenn er dies auch nicht geradezu aussprach, ließ er es Helene doch oft genug fühlen. In seinem überlegenen und nachsichtigen Lächeln sprach es sich deutlich aus, daß er sie für nichts Besseres als ein Kind hielt, und überließ in seinem thörichten Männerhochmuth ganz und gar, daß ihn die junge Frau in geistiger Beziehung um mehr als Kopfeslänge überragte. Während er im Garnisonleben immer mehr verbauerte, machte sie durch Studien, Lektüre und Selbstdenken rasche Fortschritte; während er zurückging, drang sie vor, und so kam es, daß eine Kluft sich zwischen ihnen aufthat, welche er unmerklich, sie gestillt überließ und die mit jedem Tage größer ward, sie mit jedem Tage weiter voneinander trennte.

IV.

Sie war mit der Zeit recht still und traurig geworden. Ihr Kind war noch zu klein, als daß sie in seinem Umgange geistige Nahrung hätte finden können, und der Gatte hatte ihr in dieser Beziehung nichts zu bieten. Ihre Veränderung wurde schließlich auch ihm bemerkbar, und so wie wir den uns thöricht scheinenden Launen eines Kindes wohlwollend nachgeben, sagte er eines Tages zu ihr: Ich werde dir einen meiner Kameraden zuführen, der ganz ein Mann nach deinem Sinne ist. Er ist, so wie du, in die Litteratur vernarrt, und von ihm magst du dir vorlesen lassen, da dein Herzchen so dringend nach einem Vorleser verlangt. — Der junge Offizier, von welchem er sprach, hieß Gabriel Horn. Im Gegensatz zu Gustav von Ehrfeld, war er von kaum mittlerer Größe und sah neben dem Riesen beinahe klein aus. Er hatte ein feines Gesicht, dunkle Haare und schwärmerische Augen, war jedoch keineswegs schön. Ehrfeld sah mit mitleidiger Geringschätzung auf den unansehnlichen Mann herab. Helene kam dem Kameraden ihres Gatten mit gastfreundlicher Liebenswürdigkeit entgegen; sie würde ihr Haus allen Offizieren des Regiments geöffnet haben, um Gustav eine Zerstreuung im Hause zu verschaffen, um seinen häufigen Ausgängen entgegenzuarbeiten, aber er wollte das nicht, sondern sagte, daß er es vorziehe, seine Kameraden im Gasthause zu treffen, wo man viel freier und zwangloser sich bewegen könne, als in Gegenwart einer Frau. Dieser Horn ist eine Ausnahme, fügte er hinzu. Der sehnt sich nach dem Umgange mit einer litterarischen Dame, wie du eine bist. Deshalb bringe ich ihn dir.

Gabriel Horn war ein vom Schicksal und den Menschen wenig verzärtelter Mann, stammte aus einer armen Familie und hatte eine gewisse linksische Schüchternheit, welche arme, nicht schöne, unbeachtete und von niemandem erwähnte Menschen so schwer los werden können. Diese Schüchternheit rührte Helene und nahm sie für den Fremden ein, und im Beginne ihres Verkehrs gab sie sich mehr aus Güte denn aus Bedürfnis mit dem blassen jungen Manne ab. Bald jedoch bedrückte es nicht mehr der Güte, um ihn freundlich willkommen zu heißen... hinter der schüchternen und linksischen Außenseite lagen vortreffliche Eigenschaften verborgen, und Helene war erstaunt und erfreut zugleich, daß der Zufall einen solchen Mann auf ihren Weg geführt hatte. Während Ehrfeld im Lehnstuhle saß und rauchte, lasen die beiden einander vor und ergingen sich dann in endlosen Gesprächen... Bei aller Vorliebe, welche der junge Offizier für seinen Beruf hegte, hatte er doch einen offenen Sinn für alles, was in der Welt vorgeht, hatte über alles nachgedacht, hatte viel gelesen und interessierte sich für alles... ganz so wie Helene. Beide waren sie enthusiastische, reine Naturen, innerliche Naturen, welche schwer aus sich selbst heraustreten, und da bis jetzt wenig Menschen es der Mühe wert gefunden hatten, das verschlossene Wesen des jungen Mannes zu ergründen, ergriff es ihn wunderjam, daß unverhofft ein junges, schönes und geistvolles Weib mit solch warmer, verständnisvoller Teilnahme sich ihm zugewendet hatte. Er fühlte sich dadurch gehoben, er wuchs in seinen eigenen Augen, er konnte die Stunde kaum erwarten, in der es ihm vergönnt war, in ihr Zimmer zu treten, ihre Hand zu küssen, aus ihrem Lächeln die Bestätigung zu lesen, daß er willkommen war... Er fühlte auch, daß sie teilnahm an allem, was ihn betraf, so wie auch er die gleiche Sorge empfand, wenn sie etwas bedrückte, wenn zum Beispiel die kleine Ida schlecht geschlafen hatte und ein bißchen unwohl war. Wenn Helene etwas brauchte oder zu wissen begehrt, wendete sie sich immer an ihn; sein Auge leuchtete auf, wenn sie eine kleine Dienstleistung von ihm forderte, und was sie ihm auftrug, wurde schnell und gut befohrt. Ein Wort von Liebe war zwischen den beiden niemals gefallen. Beide dachten zu rein und zu edel, um etwas andres als eine warme Freundschaft zwischen ihnen für möglich zu halten. Vielleicht, daß er sich über sein Gefühl für sie nicht täuschte... Aber er hielt tapfer an sich und verriet sich durch kein Wort. Da sie das Weib einmal eines andern, eines Kameraden war, konnte sie ihm nicht mehr als eine Freundin sein, und ihre Freundschaft würde ihm ein so hohes Glück, daß er lieber gestorben wäre, als sie durch eine unbedachte Ausrufung aufs Spiel zu setzen.

V.

Ihr Verkehr hatte auf diese Weise zwei Jahre gedauert, als Helene eines Tages vor Ehrfeld hintrat und ihn bat, ihr Gehör zu schenken. Ihr ernstes, auffallend blaßes Gesicht machte ihn aufmerksam. Verwundert schaute er sie an und fragte nach ihrem Begehre.

„Ich möchte dich bitten,“ sagte sie mit nicht ganz rein klingender Stimme, „daß du einen Vorwand erfindest, um deinem Freunde Horn unser Haus zu verschließen.“

„Weshalb denn? bist du seiner überdrüssig? Langweilt er dich mit seinem Pathos?“

„Nein. Im Gegenteil. Ich bin ihm und er ist mir so wert geworden, daß ich einen ferneren Verkehr mit ihm für ein Unrecht gegen dich und mich selbst ansehen muß. Zwischen Eheleute soll sich kein Dritter drängen.“

„Was sind das für Reden! macht er dir vielleicht ein wenig den Hof?“

„Ich wiederhole dir, daß wir einander zu viel gelten, daß wir einander nahezu unentbehrlich geworden sind. Er steht

mir geistig näher als du, ich bin mit ihm vertrauter als mit dir und das darf und soll nicht sein. Ich wünsche, daß er nicht mehr in mein Haus komme.“

Nun wurde der Hauptmann ernstlich böse.

„Was fällt dir ein?“ rief er aus. — „Ich kenne dich doch und weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Was würden meine Kameraden sagen? Daß ich eifersüchtig sei auf diesen Knirps und ihm deshalb mein Haus verschließen. Zu Tode schämen müßte ich mich! Deine Bücher haben dir den Kopf verdreht und du siehst die gewöhnlichsten Dinge in einem romantischen Lichte. Ich gönne dem armen Kerl deine Freundschaft von ganzem Herzen, und wenn er ein bißchen schwärmerisch thut — nun! wohl bekomme es ihm! Eine vernünftige Frau weiß ja, was solche Hofmachereien wert sind! heute du, morgen eine andre. Ich werde mich deiner Hirngespinnste halber doch nicht vor dem ganzen Offiziercorps lächerlich machen; werde diesem Zwerg doch nicht die falsche Meinung beibringen, ich sei eifersüchtig auf ihn gewesen, werde dich, meine Frau, doch nicht so bloßstellen! Nimm Vernunft an und laß mich mit solchen Albernheiten zufrieden! Deiner Liebe bin ich so sicher, wie du der meinigen. Es würde sowohl dir wie mir ein Armutzeugnis ausstellen, wenn wir die Gegenwart eines dritten zu fürchten hätten. Und, wie schon gesagt, — alles möchte ich eher ertragen, als vor den Kameraden als eifersüchtiger Ehemann dazustehen. Ich bitte dich daher, auf dieses unsinnige Thema kein zweites Mal zurückzukommen.“

Sie fügte sich, wenn auch widerstrebend und unüberzeugt. Und abermals verstrich ein volles Jahr. Gabriel Horn kam nach wie vor ins Haus, blieb nach wie vor Helene's blindergebetener, schwärmerisch-anhänglicher Freund, und Ehrfeld — lächelte dazu. Lächelte im Vollgefühl seiner Schönheit und Kraft, im Bewußtsein seiner ehelichen Rechte, in der unerschütterlichen Überzeugung, daß dieser „Knirps“ ihm unmöglich etwas anhaben könne. Da verlangte Helene zum zweitenmale von ihm gehört zu werden.

„Vor einem Jahre,“ sagte sie zu ihm, „hast du mein Ansuchen, Horn unser Haus zu verschließen, als thöricht verworfen. Heute trete ich abermals — und merke es wohl! zum letztenmale — vor dich hin und beschwöre dich, meiner Bitte nachzugeben. Du weißt, daß ich nicht lügen kann. Nun denn! ich habe mit allen meinen Kräften gekämpft, damit du Recht behältest und ich Unrecht. Es war unsonst. Ehrlich bekenne ich dir heute, daß Horn mich liebt und daß auch ich ihm gut bin. Ich habe es ihm noch nicht gesagt, aber ich weiß, daß er mir teuer ist, teurer als du, der du meinen Besitz so gering anschlägt und mir so fern siehst. Aber noch bin ich Herrin meiner selbst und darf sagen, daß ich mit dieser Neigung fertig werden kann. Nur mußt du mir dabei behilflich sein. Entferne ihn von hier. Ich will dich segnen dafür und mich aufs neue dir zuwenden. Noch sind meine Pflichten mir heilig. Aber ich kann, wenn du mir nicht an die Hand gehen willst, nicht dafür bürgen, daß sie mir noch lange heilig bleiben werden.“

Während sie sprach, war jeder Blutstropfen aus seinem Gesichte gewichen. Seine Stimme jedoch klang vollkommen ruhig, als er ihr nun entgegnete: „Alles, was du da vorbringst, mag in einem Romane Effect erzielen, taugt aber nicht für das wirkliche Leben. Du willst dich doch nicht auf die unverstandene Frau hinauspielen, willst mich doch nicht glauben machen, daß ich dir so wenig trauen dürfte, um Gefahr zu laufen, daß der erste beste...“

„Er ist nicht der erste beste,“ unterbrach sie ihn und ihre Wangen glühten, „wohl aber ein warmführender, edler Mann und der Liebe der besten Frau vollkommen würdig.“

„Schön,“ sagte er kalt. „Darauf erwidere ich dir nur eines: Entweder bist du mir sicher oder nicht. Bist du es, dann kann kein Dritter unsere Ehe stören; bist du es aber nicht! nun, dann verliere ich eben nur etwas, das ich nie wirklich besitzen habe. Ich fürchte weder Horn noch einen andern. Mag er in mein Haus kommen! Niemand soll sagen dürfen, daß ich einem Manne die Ehre erwies, gefürchtet zu haben, er könnte mir meine Frau abwendig machen.“

„Das, was die Leute sagen, gilt dir mehr und steht dir höher als ich? Laß diesen unfruchtbaren Hochmut fahren und höre lieber auf dein Herz. Komm, wir wollen abreisen oder auf Mittel und Wege sinnen, um Horn von hier fortzubringen. Bei allem, was dir heilig ist, beschwöre ich dich, mir dieses eine Mal nachzugeben. Ich weiß, in welcher Gefahr ich schwebte. Denke an dich und mich und unser Kind. So wahr ich lebe, Gustav, diese Stunde ist entscheidend.“

„Sei es darum. Ich wiederhole dir nur, daß ich niemandem das Feld räume. Mehr noch, ich bringe darauf, daß dieser Mensch nach wie vor mein Haus besuche. Er soll nicht den Triumph haben, mich und dich vor dem ganzen Regimente lächerlich zu machen.“

„Wie du willst,“ sagte Helene abbrechend. „Du wirst an diese Stunde denken, und Gott gebe, daß es ohne Reue geschehen könne.“

Nun folgten böse Tage, böse Wochen. Ehrfeld bot zwar alles auf, um den Glauben zu erwecken, daß er nichts fürchte; vermied alles, was den Verdacht hätte wachrufen können, er beobachte die beiden, ließ sie oft allein und schritt pfeifend im Nebenzimmer auf und ab, während sie saßen und stumm einander gegenüber saßen, bis Gabriel Horn endlich auffrang, den Säbel umschnallte und fast ohne Gruß davonging. Eine tiefe Mißstimmung, ähnlich der Gewitterschwüle, lagerte über den Gemüthern. Es mußte zu einem Durchbruch kommen, und es kam dazu. Ohne Einleitung und mit jener Ruhe, welche ein unwiderstehlicher Entschluß ausgiebt, teilte Helene dem Gatten mit, daß sie entschlossen wäre, sich von ihm zu trennen und mit Gabriel Horn eine zweite Ehe einzugehen.

„Daß ich dich geliebt, jahrelang geliebt habe, ist dir bekannt,“ fügte sie hinzu. „Daß mir diese Mädcheneigung nicht Wort hielt, ist nicht meine Schuld. Du hast nichts gethan, um sie zu vertiefen und mich zu halten. Ich war sehr jung, als ich dir meine Hand reichte und kannte weder mich selbst noch dich. Du warst nicht der rechte Mann für mich, wir sind uns innerlich fremd geblieben und uns mit jedem Jahre fremder geworden. Heute liebe ich zum zweitenmale, und dieses Mal ist es die echte Liebe. Ich bin kein unreifes Mädchen mehr, sondern ein Weib, das urteilen gelernt hat. Laß uns denn einen Bund lösen, welcher, wie ich jetzt einsehe, zu unserm beiderseitigen Unglück geschlossen worden ist.“

Nach wäre es vielleicht möglich gewesen, sie sich ihm zu erhalten, sie wenigstens wandend zu machen in ihrem Ent-

schlusse, wenn er zur rechten Zeit das rechte Wort gefunden hätte. Würde er zu ihr gesagt haben: Was fällt dir ein, Helene? Bist du bei Sinnen? Mich, den du so warm liebst hast, mich, den Vater deines Kindes, willst du verlassen? Ich werde diesen Menschen aus dem Hause jagen oder ihn, wenn er gutwillig nicht geht, niederschleichen. Mein Weib gehört zu mir und ich lasse dich nicht — ein solcher Schrei der Liebe würde bei einem Weibe wie Helene schwerlich ungehört verhallt sein. Aber diesen Schrei fand er nicht. Er sah nur die Beleidigung, fühlte nur die Beschämung, durch einen Mann, den er seiner unausprechlichen Gestalt und schüchternen Außenseite halber so geringschätzte, verdrängt worden zu sein. Er fand es empörend und lächerlich zugleich, daß ein Weib, daß sein Weib, welchem sich zu vermählen er sich herbeigelassen, ihm, dem Frauenliebhaber von einstens, dem schönen, stattlichen Mann, einen solchen Knirps vorziehen konnte. Und obendrein betteln sollen: Bleib bei mir! sich erniedrigen, sich vielleicht einer Zurückweisung aussetzen — eher sterben!

Sie gingen voneinander. Die protestantische Trauung ließ eine Trennung zu, er war ihr bei allem behilflich, leitete die notwendigen Schritte ein und benahm sich so, als ob die Sache ihn gar nichts angehe. Helene hatte sich nach Lemberg begeben und wartete dort die Entscheidung ab. Eine Freundin, an die sie sich mit der Bitte gewendet hatte, ihr während dieser Zeit Aufnahme im Hause zu gönnen, hatte verneinend darauf geantwortet. Frau von Rodenburg war entsetzt über den „Skandal“, auch verdroß es sie, daß die Tochter einem armen und bürgerlichen Offizier ihre Hand reichen wollte. Sie schrieb ihr die eindringlichsten Briefe, stellte ihr vor, wie sehr sie sich durch diesen Schritt in den Augen der Gesellschaft schade u. s. w. — lieferte eben aufs neue den Beweis, wie wenig sie ihre Tochter kannte. Wer den Mut der Wahrheit und der Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere besitzt, der kehrt auf halbem Wege nimmer um.

Helene und Gabriel Horn heirateten einander und begaben sich vorläufig an den Rhein. Wegen des Kindes hatte man sich folgendermaßen geeinigt: es sollte sechs Monate im Jahre bei der Mutter und sechs Monate beim Vater wohnen. Dieses Uebereinkommen erwies sich jedoch in der Folge als unhaltbar. Ehrfeld fand die Gegenwart eines kleinen Mädchens störend und unbequem, das kind stand ihm im Wege und fühlte sich ebenfalls unbehaglich. Er wohnte nunmehr in der Kaserne, hatte männliche Bedienung, führte ganz und gar das Leben eines Junggesellen . . . für das Kind war keine rechte Aufsicht da, und wenn er sich eine Viertelstunde lang mit der

Kleinen abgegeben hatte, langweilte sie ihn und vertraute er sie Fremden an, um in ein Wirtshaus zu gehen und Karten zu spielen. Aus den sechs Monaten wurden allmählich drei, dann zwei, endlich sechs Wochen und schließlich verzichtete er gänzlich auf die Besuche seines Kindes. Für das Mädchen war dies von Vorteil, denn das arme Wesen hatte unter diesem Hin- und Hergeschobenwerden arg gelitten. Seltsamerweise hing Ida an dem gleichgültigen Vater inniger, als an der Mutter, welche sich förmlich um ihre Gunst bewarb. Der fremde Mann im Hause der Mutter war für sie beängstigend, und instinktiv fühlte sie, daß dieser es gewesen, welcher die Eltern voneinander getrennt hatte. Und der Vater lebte allein — verlassen von der Mutter: das war das Entscheidende für das Kind; es gab dem Vater recht und der Mutter unrecht. Helene so wohl wie Gabriel Horn verzärtelten das Kind auf jede Weise . . . aber es gelang ihnen nicht, die Schatten, welches ein zerstücktes Familienleben heraufbeschworen, aus der jungen Seele des Mädchens zu bannen. Ihr vorwurfsvoller, verwunderter Blick schien immer zu fragen: Warum sind wir nicht bei dem Vater, anstatt bei dem fremden Manne? — und wenn Horn sie küssen wollte, wich sie schon vor ihm zurück.

Dieses schwierige Verhältnis zur Tochter war und blieb Helene's einziger Kummer. Ihre Ehe mit Horn war und ist die denkbar glücklichste. Ich glaube, sie hat mit der Zeit vergessen, daß sie jemals einem andern Manne angehörte; denn das, was es heißt, wirklich geliebt, verstanden, gewürdigt zu werden, hat erst Gabriel Horn sie gelehrt, und sie war zu großmütig, um jemals Vergleiche zwischen dem ersten und zweiten Gatten anzustellen, und so vergaß sie ihn lieber. Ihre Familie hat sie, seit sie gesehen, daß alles gut abgelaufen, wieder in Gnaden aufgenommen. Wäre es schlecht ausgefallen, würde man die Tochter wahrscheinlich fallen gelassen haben. Helene weiß das und verkehrt aus diesem Grunde nur selten mit den Eltern. Um so häufiger ist Ida, jetzt ein sechzehnjähriges Mädchen, Gast im Hause der Großeltern. Sie hängt sehr an ihrem Großvater — inniger, als an der eigenen Mutter. Wenn Sie mich zum Schluß nun fragen, wie es Gustav von Ehrfeld treibe, so kann ich Ihnen darauf antworten, daß er ein echter und rechter Gamaichknopf geworden ist, sich viel in Wirtshäusern aufhält, mit Vorliebe Karten spielt und seine Soldaten sehr streng behandelt. Von Helene spricht er niemals. Vielleicht, daß er es manchmal bereut hat, sie so leicht abgegeben zu haben . . . jedenfalls ist die Wunde längst schon vernarbt. Dem Umgange mit Frauen hat er beinahe gänzlich entsagt.

Als der Erzähler schwieg, wurden verschiedene Ansichten

laut. Einer der Anwesenden fand die Geschichte und Personen unwahrscheinlich.

„Unwahrscheinlich? Mag sein,“ sagte der Erzähler, „jedoch wahr.“ Das Leben erzeugt die unwahrscheinlichsten Verhältnisse.“

Manche stimmten dem Vorgehen des Hauptmannes bei, andere wieder verurteilten ihn. Helene's strenge Wahrhaftigkeit wurde von allen belobt, einer fügte jedoch hinzu, daß es doch edler gewesen wäre, wenn sie entsagte und dem ersten Gatten treu geblieben wäre. Dem widersprach der Erzähler. Weshalb hätte sie sich opfern sollen und für wen? Ein Weib wie Helene zöge einen Mann wie Ehrfeld entweder zu sich empor, oder würde von ihm heruntergezerrt; wenn eines wie das andre sich als unmöglich erwies, bliebe nur ein drittes übrig: auseinander zu gehen. Welches Vorrecht hätte er übrigens gehabt, außer dem bloßen Zufall, daß er früher als Horn auf ihren Weg getreten? Denn daß Horn der Bessere und Würdigere wäre, stände außer jedem Zweifel.

„Wie dem auch sei,“ bemerkte jemand, „derartige Verhältnisse erfordern gewöhnlich ein Opfer, und meistens treffen sie den schuldlosesten Teil. Hier war und ist das Kind das Opfer, und wenn von einem Manne oder einem Weibe in solchen Fällen Entsagung gefordert werden darf, dann kann dies wohl am ehesten im Namen des Kindes geschehen. Ein Mann, ein Weib mag sich unsrer Liebe als unwert gezeigt haben und daraus uns das Recht erwachsen, ihn oder sie zu verlassen. Ich sehe nicht ein, weshalb man einem Irrtum, einem übereilten Schritte sein ganzes Leben zum Opfer bringen sollte. Ein Kind jedoch hat ganz andere, heiligere Ansprüche an uns . . . wir sind für sein Dasein und sein Wohlergehen verantwortlich, und sein Glück sollte uns immer höher stehen, als das unsrige. Jedoch das ziehen die wenigsten in Betracht, und deshalb ist und bleibt vornehmlich das Kind das schuldlose Opfer solcher und ähnlicher Familienverhältnisse.“

„Es bleibt da noch die Frage offen, ob ein Kind zwischen einem Vater und einer Mutter, welche nur zwangsweise nebeneinander ausharren, sich glücklich und behaglich fühlen könne,“ entgegnete der Erzähler, „ob nicht der tägliche Anblick einer unglücklichen Ehe für das Kind das verderblichste sei. Leider ist diese Frage nicht zu lösen, man müßte denn imstande sein, alle unglücklichen Ehen aus der Welt zu schaffen.“

Man senkte, ließ das Thema, welches ernst und deshalb unbequem zu werden anfing, fallen und sprach von anderen Dingen.

— E n d e . —

Das Kunstgewerbe und die moderne Wohnung.

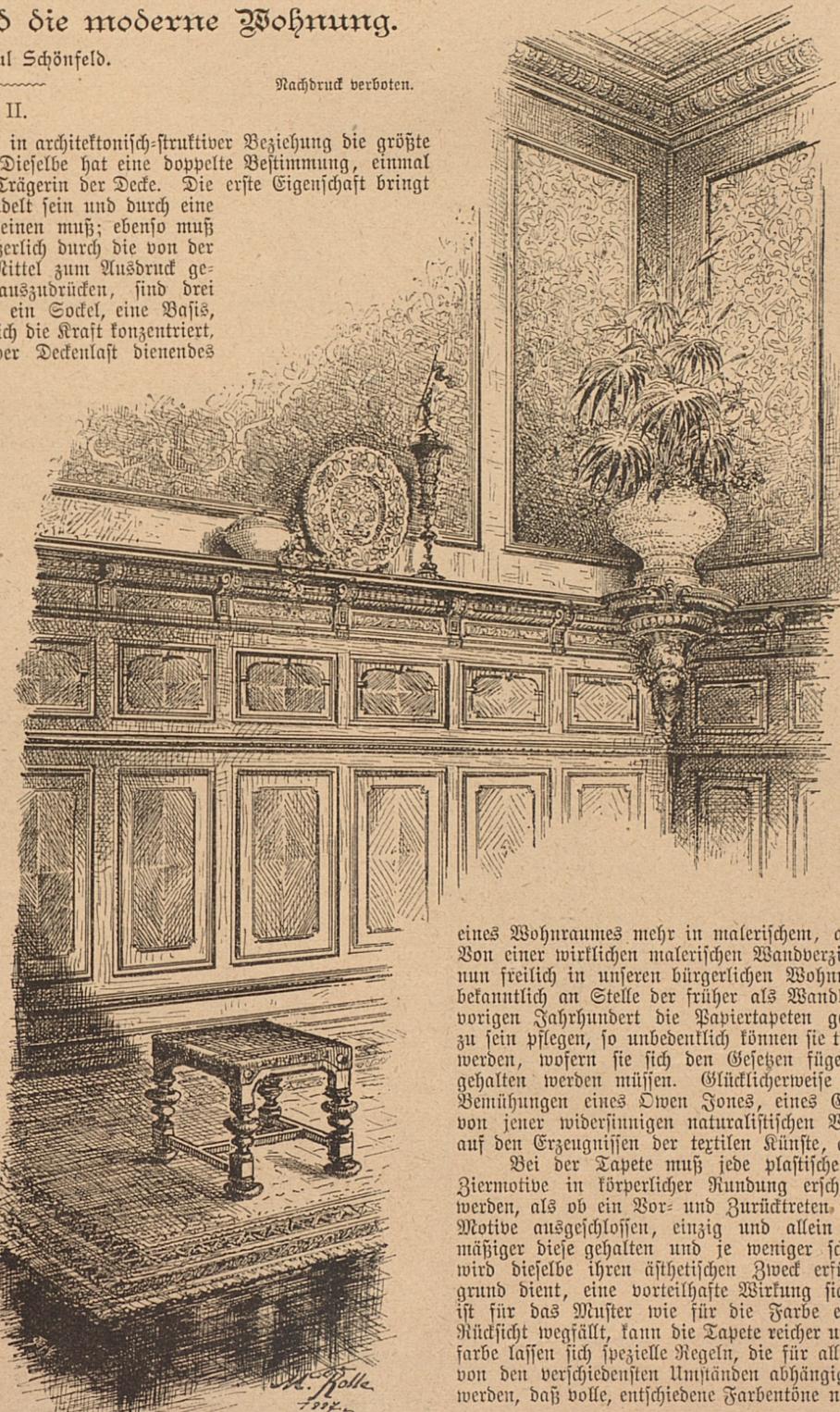
Von Paul Schönfeld.

Nachdruck verboten.

II.

Wir beginnen mit demjenigen Teile, dem in architektonisch-strukturlicher Beziehung die größte Wichtigkeit zufällt: mit der Wand. Dieselbe hat eine doppelte Bestimmung, einmal als Raumabschluss und zweitens als Trägerin der Decke. Die erste Eigenschaft bringt es mit sich, daß die Wand als Fläche behandelt sein und durch eine entsprechende Decoration auch als solche erscheinen muß; ebenso muß ihr Charakter als tragendes Glied auch äußerlich durch die von der künstlerischen Formenprache dargebotenen Mittel zum Ausdruck gelangen. Um die Funktion des Tragens auszudrücken, sind drei Formen von wesentlicher Bedeutung: erstens ein Sockel, eine Basis, darüber der eigentlich tragende Teil, in dem sich die Kraft konzentriert, und endlich zuoberst ein zur Aufnahme der Deckenlast dienendes Mittelglied. Diese drei Teile sind ebenso wie bei der Säule, wo sie bekanntlich als Basis, Schaft und Kapital auftreten, auch bei einer Wand, die ihre strukturelle Bedeutung formal zum Ausdruck bringen soll, nicht zu entbehren und in den besten Kunstepochen stets mit vollem Nachdruck, wenn auch in verschiedener Weise, betont worden. Der Sockel, das Fundament, auf dem die Last des Ganzen ruht, der also als dienendes Glied fungiert, ist demzufolge verhältnismäßig einfach zu behandeln und nur in bescheidenem Maße zu dekorieren; eine reichere Verzierung würde hier überdies nur ungenügend zur Geltung kommen, da ja gerade der untere Teil der Wände zumeist durch Möbel verdeckt wird. Als Farbe empfiehlt sich für den Sockel, wenn derselbe bloß gemalt ist, ein tieferer Ton, wie ihn z. B. die pompejanischen Wanddecorationen meist aufweisen, während die Farben nach oben bei demselben immer heller zu werden pflegen. Ist der Sockel von Holz, so wirkt er schon dadurch, daß er über den oberen Teil der Wand vorspringt, als tragendes Glied, welcher Eindruck natürlich noch verstärkt wird, wenn eine dunkle Farbe hinzukommt. Was die Höhe des Sockels betrifft, so reicht derselbe am besten bis zu den Fenstergesimsen. Über ihm befindet sich die eigentliche Wand, die oben durch einen Fries abgeschlossen und zugleich mit der Decke verbunden wird.

Wenn ich als charakteristisch für die Wand das Flächenhafte bezeichne, so ist dies keineswegs etwa so zu verstehen, als ob jede architektonische Gliederung ausgeschlossen wäre. Im Gegenteil gewahren wir schon in der spätem Gotik und weiterhin innerhalb der Renaissance in dem ausgebildeten System der Wandvertäfelung ein entschiedenes Streben nach reicher Belebung der Fläche durch vorspringende Teile mit mehr oder weniger starker Schatteneffekt; ja in der Renaissance — der die spätere Stilperiode hierin folgten — sehen wir die Wände der Innenräume durch weit vorstehende Pfeiler



und Dreiviertelsäulen, durch verkröpfte Gesimse, durch Nischen u. s. w. aufs mannigfachste unterbrochen. Was die hölzerne Wandvertäfelung betrifft, so ist dieselbe, namentlich vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, untreulich ein überaus dankbares Motiv, zumal im Norden, wo sie im Gegensatz zu der im Süden üblichen kalten Steinverkleidung schon an sich den Eindruck der Wärme und Behaglichkeit hervorruft. Einer allgemeineren Verbreitung wird freilich stets ihre Kostspieligkeit entgegenstehen. Erstreckt sich übrigens die Holzvertäfelung über die ganze Wandfläche, so hat dies, abgesehen von einer gewissen Monotonie, den Nachteil, daß für beweglichen Schmuck wie Bilder, Uhren und dergl. kein Raum bleibt und die Wand zu anspruchsvoll als etwas lediglich um seiner selbst willen Vorhandenes hervortritt, während sie doch nur den Hintergrund für das übrige abgeben soll. Höchst angenehm wirkt dagegen eine Vertäfelung, die sich nur auf den unteren Teil der Wände erstreckt, mit der darüber befindlichen farbigen Fläche einen reizvollen Kontrast bildet und nebenbei auf ihrem Gesimse allerhand Gegenstände, wie Vasen, Schalen, Bronzen u. s. w. aufnehmen kann, die bei geschickter Anordnung der schönsten decorativen Wirkung fähig sind.

Bei der gewöhnlichen Wohnung hat die Wand mehr den Charakter der Ebene, überhaupt größerer Einfachheit zu tragen, als bei monumentalen Räumen. Diese haben ihren Schwerpunkt meist in sich selbst, wollen durch ihre reiche decorative Ausstattung großartig, prächtig oder feierlich wirken. Bei Wohnräumen dagegen handelt es sich vor allen Dingen um praktische Rücksichten; hier sind die Wände nicht dazu da, für sich betrachtet zu werden, wie etwa diejenigen in einem Saale des venezianischen Dogenpalastes oder der Apollogalerie des Louvre, sondern einfach dazu, daß Möbel an ihnen aufgestellt, daß Etageren, Konsolen, Bilder und andere Gegenstände an ihnen befestigt werden können, und zwar in bequemer und freier Weise, ohne daß stark vorspringende architektonische Glieder hindernd im Wege stehen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Wand

eines Wohnraumes mehr in malerischen, als in architektonisch-plastischem Sinne zu dekorieren. Von einer wirklichen malerischen Wandverzierung, einer künstlerischen Wandmalerei ist und kann nun freilich in unseren bürgerlichen Wohnungen nur ausnahmsweise die Rede sein. Hier sind bekanntlich an Stelle der früher als Wandbekleidung üblichen Stoffe und Ledertapeten seit dem vorigen Jahrhundert die Papiertapeten getreten. So wenig wertvoll diese materiell betrachtet zu sein pflegen, so unbedeutlich können sie trotzdem vom künstlerischen Standpunkte aus gutgeheißen werden, wofür sie sich den Gesetzen fügen, die im allgemeinen für Flächendecorationsinhalte gelten müssen. Glücklicherweise sind unsere Tapetenfabrikanten dank den energischen Bemühungen eines Owen Jones, eines Gottfried Semper und anderer verdienstvoller Männer von jener widersinnigen naturalistischen Verzierungsart zurückgekommen, die früher ebenso wie auf den Erzeugnissen der textilen Künste, auch auf den Tapeten ihr Unwesen trieb.

Bei der Tapete muß jede plastische Tendenz wegsfallen, das heißt jedes Streben, die Ziermotive in körperlicher Rundung erscheinen zu lassen; es muß jeder Schein vermieden werden, als ob ein Vor- und Zurücktreten stattfände. Damit sind ein für allemal naturalistische Motive ausgeschlossen, einzig und allein stilisierte Formen gestattet. Je ruhiger und gleichmäßiger diese gehalten und je weniger schreiend zugleich der Ton der Tapete ist, umso mehr wird dieselbe ihren ästhetischen Zweck erfüllen und den Gegenständen, denen sie als Hintergrund dient, eine vorteilhafte Wirkung sichern. Zumal wenn Wandbilder in Betracht kommen, ist für das Muster wie für die Farbe ein möglichst neutraler Charakter geboten; wo jene Rücksicht wegfällt, kann die Tapete reicher und selbständiger auftreten. Für die Wahl der Tapetenfarbe lassen sich spezielle Regeln, die für alle Fälle anzuwenden, nicht wohl aufstellen, da dieselbe von den verschiedensten Umständen abhängig ist. Im allgemeinen muß jedoch im Auge behalten werden, daß volle, entschiedene Farbtöne nötig sind, um frohe Stimmung in ein Wohngemach zu

bringen, und daß sowohl düstere Töne, die sich dem Schwarz nähern, als verblaßte und verwischene Halbtöne vermieden werden müssen. Allerdings wird die größere oder geringere Beleuchtung, die ein Raum durch die Fenster erhält, wesentlich mitbestimmend sein bei der Frage, ob eine hellere oder dunklere Tapete gewählt werden soll; jene matten, kraftlosen Farben aber, das Blauhölz, Blauschwarz u. s. w., wie sie in der Zeit des Rokoko Mode wurden und sich bis in die jüngste Vergangenheit in Gebrauch erhielten, müssen unter allen Umständen aus den Wohnungen verbannt werden; denn sie wirken nicht nur an sich im höchsten Grade kalt und nichtsjugend, sondern verhindern auch einen harmonischen Gesamteindruck der Zimmereinrichtung: helle Gegenstände heben sich nicht genügend von ihnen ab, dunkle dagegen wirken als störende Flecke, während sie sich mit einem farbengeprägten Grunde zur wohlthuendsten Harmonie verbinden. Die Farbe der Wand ist gewissermaßen die Dominante, auf der die übrigen Töne basieren müssen; auf die Wand fällt ja auch der Blick des Eintretenden zunächst, ihr Eindruck ist daher von höchster Wichtigkeit für die Wirkung des ganzen Raumes.

Da die Wand ein vertikales Bauglied ist, so wird es ihr künstlerisch stets zugute kommen, wenn dieser Charakter auch in der Dekoration entsprechend zur Geltung gelangt. Es geschieht dies durch eine Gliederung vermittelt pilasterartiger Streifen und Lisenen, die vor allem die verschiedenen Wände voneinander zu trennen haben, aber auch in die einzelne Wandfläche bei angemessener Verwendung einen angenehmen Rhythmus bringen. Dadurch wird zugleich eine symmetrische Verteilung der zum Schmuck der Wand bestimmten Gegenstände wesentlich gefördert und einem planlosen Durcheinander vorgebeugt. Namentlich das Arrangement der Bilder wird erheblich begünstigt durch solche viereckige Felder, die ihren Zusammenhang mit der Wand natürlich um so besser vermitteln, je mehr ihre Größe zu derjenigen der Bilder in angemessenem Verhältnis steht.

Da hinsichtlich der Bilder oft grobe Verstöße begangen und die einfachsten Regeln außer acht gelassen werden, empfiehlt es sich, über dieselben, soweit sie als Wandschmuck in Betracht kommen, an dieser Stelle einiges einzuflechten. Daß man bei uns die Wände mit Bildern überlade, läßt sich im allgemeinen kaum behaupten; man kann im Gegenteil nur wünschen, daß in dieser Hinsicht etwas mehr geschehe, und daß namentlich alle, die es können, den Erzeugnissen der Malerei in ihren Wohnungen mehr Platz einräumen möchten; denn abgesehen davon, daß dieselben der Kunstgattung nach oben an stehen, sind

sie, worauf es hier in erster Linie ankommt, als Wandschmuck bei weitem das geeignetste. Vom streng ästhetischen Standpunkte aus verdient ja allerdings das Fresko, das eigens für den betreffenden Raum ausgeführt wird, den Vorzug vor einem im Künstleratelier entstandenen Staffeleibild, bei dessen Ausföhrung in der Regel nichts weniger maßgebend war als die Wand, an die es später durch das Walten des Zufalls veretzt wird. Allein das Fresko hat einen monumentalen Charakter, der es für Kapellen, öffentliche Säle und Hallen geeignet macht, nicht aber für die kleinen Dimensionen eines modernen Wohnraumes, in dem es nicht zu vollständiger Bedeutung gelangen könnte. Und so ist denn die Verwendung des Staffeleibildes als Wandschmuck für die Wohnung vollkommen am Platze.

Trotzdem wirkt oft selbst ein vortreffliches Gemälde durchaus unersreulich in einem Zimmer, weil es durch die Wand, die ihm als Hintergrund dient, beeinträchtigt oder sozusagen geradezu tot gemacht wird. Wie kann z. B. ein Landschaftsbild mit vorherrschendem Grün auf einer kalten blauen Tapete zur Geltung kommen? Und dennoch begegnet man so häufig solchen unnatürlichen Zusammenstellungen. Wie trefflich wirkt dagegen ein Bild auf dunklem gebrochenem Rot oder Braun, das höchstens durch ein einfaches Muster etwas belebt ist. Je grellere Kontraste zwischen Licht und Dunkel ein Gemälde enthält, um so ruhiger muß der Ton der Wandfläche gestimmt sein.

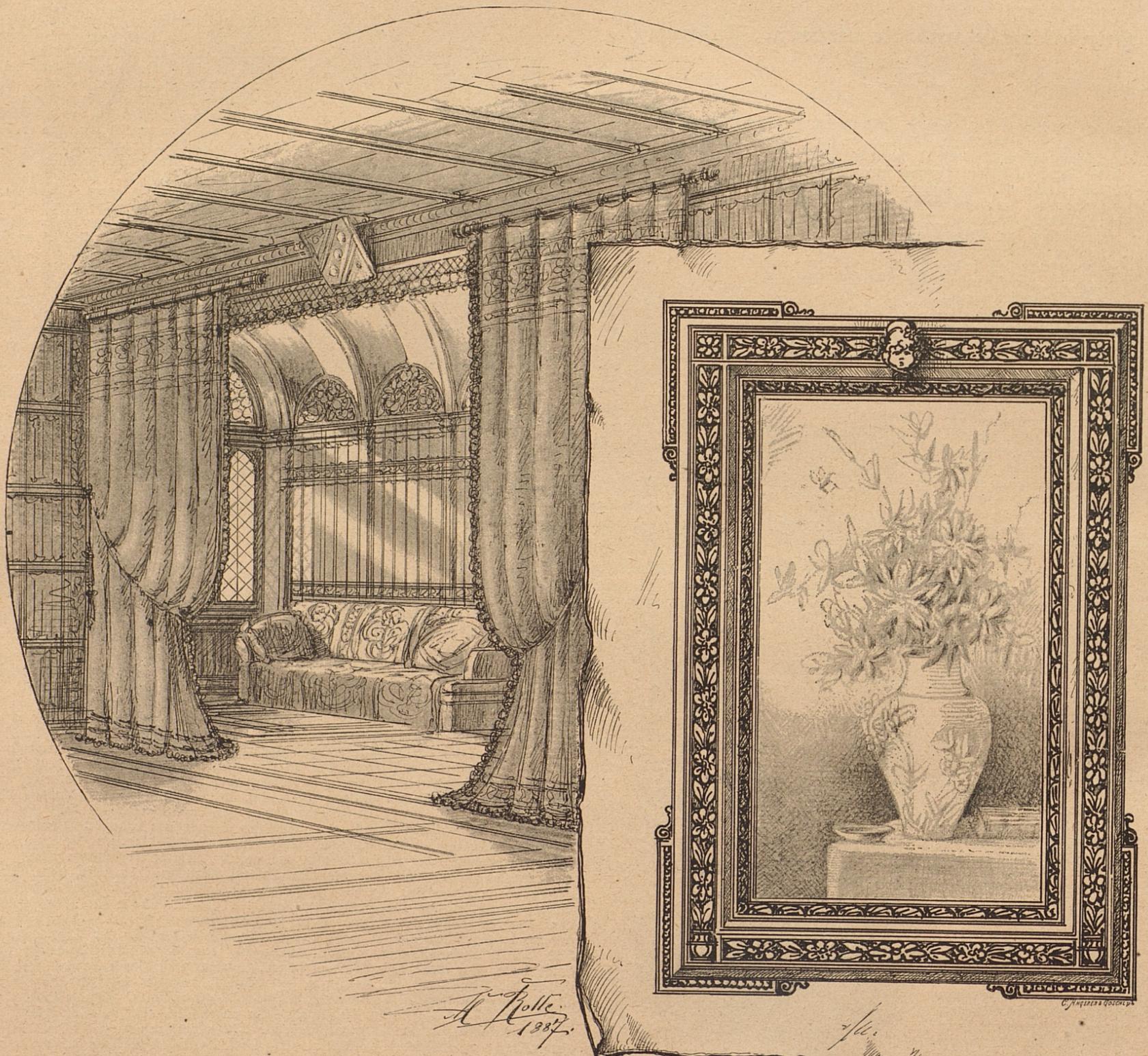
Mehr Sache des Geföhls als durch bestimmte Regeln feststellbar ist die Gruppierung der Bilder, bei der man ja nicht allein mit dem Format, sondern nicht minder mit den Sujets und dem künstlerischen Charakter, besonders mit den koloristischen Eigentümlichkeiten zu rechnen hat. Von Wichtigkeit nicht nur für die Bilder selbst, sondern ebenso für die Gesamtdécoration ist Form und Farbe des Rahmens. Pompös verzierte, goldstrotzende Rahmen, die zwar minder entwickelten Augen am meisten zu imponieren pflegen, sind keineswegs das Vorteilhafteste; nur wo volle, entschiedene Farben vorherrschen, sind sie verwendbar, während sie sonst kalt und hart wirken. Fast überall passend ist dagegen ein dunkler Holzrahmen, innerhalb dessen etwa noch eine schmale Goldleiste angebracht sein kann. Lehrsreiche Muster sind uns ja aus früheren Zeiten in beträchtlicher Anzahl erhalten.

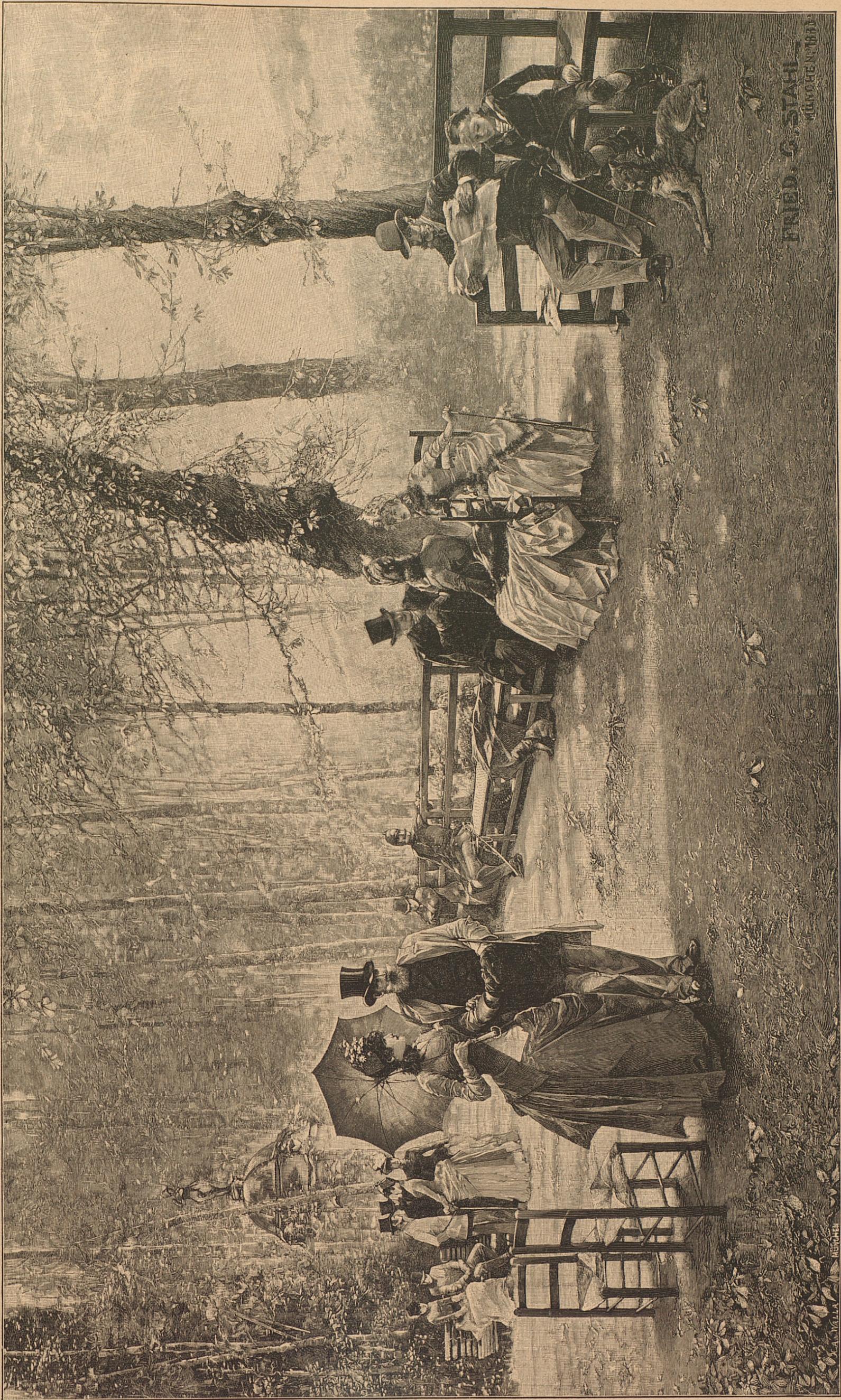
Sind Bilder unbedingt als der geeignetste Wandschmuck zu empfehlen, so befindet sich doch nicht jedermann, selbst wenn der Wunsch vorhanden, in der Lage solche zu erwerben. Und so müssen denn allerhand Surrogate aushelfen, wie sie die vielfältigsten Verfahren der Gegenwart in reicher Auswahl darbieten. Als freie Schöpfungen der Künstlerhand ließen sich

den Ölgemälden zwar noch die Erzeugnisse der Aquarellmalerei anreihen, doch kann dieselbe als Wanddecoration mit jenen eigentlich nur dann rivalisieren, wenn sie die ihrer Technik gezogenen Grenzen verläßt und nach Art der englischen Aquarellvirtuosen durch Zuhilfenahme von Deckfarben und allerlei kühne Manipulationen sich der Farbentiefe der Öltechnik nähert. Erst dann ist es möglich, den bei Aquarellen sonst üblichen weißen Papierrand, der die Wanddecoration schädigt, aufzugeben und das Aquarell genau so wie ein Bild unmittelbar vom Rahmen umschließen zu lassen, wie es Herkomer, Passini und andere Virtuosen zu thun pflegen.

In den weitaus meisten Fällen kommen nun aber Erzeugnisse der graphischen Künste, Kupferstiche, Radierungen, Photographien u. s. w., als Wandschmuck zur Verwendung. Ich halte es nicht für begründet, dieselben ihrer Farblosigkeit wegen verbannen und ausnahmslos in die Wappen verweisen zu wollen; in jedem Falle wird eine wirklich künstlerische Radierung oder selbst eine auf der Höhe der Gegenwart stehende Photographie vor den infolge ihrer Billigkeit so verbreiteten kunstwidrigen und geschmackverderbenden Farbendruck den Vorzug verdienen. Allerdings lassen sich jene graphischen Produkte nicht ohne weiteres wie Ölgemälde verwenden; da sie farblos und von weißem Rande umgeben sind, so würden sie von einer dunklen Wandfläche zu grell abstechen; sie verlangen einen helleren Hintergrund, mit dem sie, wenn ein passender Rahmen hinzukommt, unter Umständen vortrefflich harmonieren.

Ein ebenso dankbares wie einfaches Mittel, zum Beispiel Photographien mit der Tapete in Einklang zu bringen, besteht darin, daß man dieselben nicht auf weißem, sondern auf einem matten farbigen Karton, am besten von grünlichem, grauem oder bräunlichem Tone aufziehen läßt, durch den der scharfe Kontrast zwischen Bild und Wand vermieden wird und das Bild selbst insofern wesentlich gewinnt, als seine lichten Stellen weit energischer hervortreten, als wenn ein breiter, weißer Rand das Ganze einfaßt. In letzterem Falle ist es überdies, wenn es sich um landschaftliche Aufnahmen handelt, höchst störend, wenn der auf der Photographie völlig weiß erscheinende Himmel mit dem weißen Karton in eins zusammenfließt, sodaß das Bild nach oben eigentlich keine Begrenzung hat. Es sind das durchaus keine Kleinigkeiten, ihre Vernachlässigung ist stets ein Mangel, wenn ihn auch viele nicht klar empfinden, während ihre Beobachtung, die ja keineswegs größere Schwierigkeiten darbietet, zum künstlerischen Totaleindruck einer Wanddecoration sehr wesentlich beiträgt.





Von der Berliner Kunstausstellung: Zum Schluß der Saison. Gemälde von Friedr. Stahl.

Seiner Herrlichkeit zum Trost.

Von Mrs. Forrester. — Autorisierte Reproduktion.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.

Als Mrs. Beguyla schweigt, erhebt sich ein Sturm von Bemerkungen und Fragen, die sie plötzlich mit den Worten unterbricht:

„Ach, was mir soeben einfällt! Nellie, süßer Engel, das wird Sie interessieren, denn es betrifft Sie. Wissen Sie, daß Sie ihn frevelhaft an seinen Engel erinnern, daß er mitunter, wenn Sie mit ihm sprechen, sich fast einbildet, den Engel vor sich zu haben. Er sagt, die Ähnlichkeit ist so groß, daß er Sie daraufhin fortwährend betrachten muß.“

„O,“ sagt Nellie mit kurzem, heiserem Lachen, „ich fühle mich unendlich geschmeichelt.“

„Mir fiel es auf — uns allen fiel es auf, nicht wahr?“ Mrs. Beguyla wendet sich mit unschuldiger Miene an die anderen Damen, „daß er Nellie vom ersten Augenblick an mit den Blicken verschlang. Und mit welchen Blicken? Sie leuchteten wie Feuer. Er sagt, er versuchte sich einzureden, Sie seien seine Ellen — so heißt der Engel nämlich. Sind die Männer nicht komisch! Welcher Frau würde es einfallen, in einem andern Mann den, den sie liebt, zu sehen?“

„Es klärt sich auf,“ ruft Nellie plötzlich, springt auf, und eilt zum Fenster. Sie benützt in Ermangelung eines besseren Einfalls diese Alge, um zu entkommen, denn der Himmel ist ebenso trübe und grau, wie er tagüber war, sie kann aber diese fortwährenden Nadelstiche Mrs. Beguylas und die schadenfrohen Blicke der anderen nicht länger ertragen und muß ihnen um jeden Preis aus dem Wege gehen.

Von diesem Augenblicke ab bis zu seiner Abreise wird Dyston von seiner Wirtin und deren Schwester mit auffällender Rührung behandelt. Auf seine herzlichsten Dankesworte für die freundliche Aufnahme, die er hier gehabt, wird ihm so eifrig geantwortet, daß er klar sieht, er ist in Ungnade gefallen. Er will Nellie mit aller Zartheit im voraus für die bestellten Strümpfe bezahlen, aber Nellie erwidert kühl, sie könne das Geld erst dann in Empfang nehmen, wenn die Arbeit vollendet sei.

Es thut ihm leid, sie erzürnt zu haben, aber er tröstet sich rasch über ihren Zorn. Von Mrs. Beguyla nimmt er herzlicheren Abschied und bittet sie um Erlaubnis, sie in London besuchen zu dürfen. Sie antwortet freundlich, daß er ihr durch seinen Besuch eine sehr, sehr große Freude bereiten würde, innerlich ist sie aber fest entschlossen, niemals für seine Visite „zu Hause“ zu sein, sie hat genug von dem unschuldigen Engel gehört und trägt kein Verlangen danach, länger damit gelangweilt zu werden.

Dyston kehrt ebenso verliebt, als er fortgefahren ist, nach London zurück. Er wünscht sehnsüchtig Ellen wieder zu sehen. Im Klub trifft er George und ladet ihn zum Diner ein, er läßt ihn mit den ausgewähltesten Delikatessen bewirnen und der junge Offizier läßt sich diese Aufnahme gern gefallen, ohne darüber nachzudenken, wenn er sie zu danken habe. Da es zu spät wird, noch ins Theater zu gehen, fahren sie beide nach Dystons Wohnung und sitzen dort, gemächlich plaudernd und rauchend, bis tief in die Nacht hinein.

Drittes Kapitel.

George Temple erfreute und verwöhnte seine Familie sehr wenig durch Briefe von seiner Hand. Wenn daher einmal ein solches Schriftstück von ihm eintraf, wurde es immer als ein Ereignis betrachtet und machte die Runde durch das ganze Haus. Den Brief, den er am Tage nach dem lukullischen Mahl, das Dyston ihm gegeben hatte, nach Hause schrieb, hielt Mrs. Temple für geratener, niemandem als Ellen zu zeigen. George schrieb nämlich unter anderem darin:

„Es kommt mir vor, als ob sich Dyston ganz tüchtig in unsre Ellen verliebt hat — er spricht fortwährend von ihr, stellt unaufhörlich Fragen, die sie betreffen, an mich, und sucht das Gespräch immer wieder auf sie zu bringen. Er macht übrigens Anspielungen, daß wir ihn zu Weihnachten einladen möchten. Was meint Ihr dazu? Der Kleinen wird sich nicht sobald wieder eine derartige Chance bieten, daher wäre ich dafür, sie nicht aus den Händen zu lassen.“

Mark hatte diesen Brief trotz Ellens Bemühungen, ihn verdeckt zu halten, zu Gesicht bekommen und neckte das junge Mädchen unbarmherzig damit. Er redete sie immer „My lady“ und „Ihre Herrlichkeit“ an und ahnte gar nicht, daß das Herz seiner Cousine vielleicht auch beteiligt war. Sie lachte zu seinen Redereien, sie ihm ernsthaft zu verbieten wagte sie nicht, weil sie dadurch seinen Argwohn zu erregen fürchtete, und sie wollte ihr süßes, bitteres Geheimnis um keinen Preis kundgeben. Sie wußte es, daß sie den jungen, verwöhnten, weiberfeindlichen Lord über alles liebte, aber sie glaubte, sie würde auf der Stelle vor Scham sterben, wenn er von dieser Liebe erfahren sollte. Ihr Herz pochte vor Wonne bei dem Gedanken, ihn zu Weihnachten wiederzusehen, denn Mrs. Temple ging, obgleich sie Georges Anwesenheit über Dyston und Ellen wenig Gewicht beilegte, bereitwillig auf seinen Wunsch ein, Dyston einzuladen. Ellen legte sich schon im Geiste die Rolle zurecht, die sie zur Zeit seiner Anwesenheit spielen würde, denn sie wußte, daß es nur ein Mittel gab, die Neigung dieses jungen, sonderbaren Mannes zu sichern oder zu erringen, und dieses Mittel war, ihn schroff zu behandeln. So lange sie imstande war, ihn zu reizen, zu ärgern, das Gegenteil von dem zu thun, was er wünschte, ihn in Ungewißheit über ihre Gefühle zu lassen, war sie Herrin der Situation; aber sie zitterte vor dem Augenblicke, da ihr all dies nicht mehr gelingen, da er ihre Liebe zu ihm entdecken würde.

Zu seinem nächsten Briefe teilte George mit, daß er Dyston eingeladen und derselbe vor Freude über die Einladung für das Weihnachtsfest so ausgehen habe, als wolle er dedenhoch zu springen anfangen.

Und Miß Ellen studierte fleißig an der Rolle, die ihr zu spielen oblag. Ach, wäre er doch kein Lord! wäre er doch arm! glaubte er doch, daß man ihn um seiner selbst willen liebt! wie wollte sie ihm dann ihre tiefe, innige Liebe zeigen! Warum hatte das Schicksal es so eingerichtet! Wie glücklich hätte sie sonst sein können!

Jack, Mr. Temples dritter Sohn, kam zu Weihnachten nach Hause und hatte ebenfalls um Erlaubnis gebeten, einen Freund aus Oxford mitbringen zu dürfen. Das Paar kam

einen Tag früher an, als die beiden Offiziere erwartet wurden. Über Jacks Freund wurde nicht viel vorher gesprochen, die junge Dame des Hauses erhielt keine Weisung, ihn in Ruhe zu lassen, ihn nicht zu belästigen, — er hatte weder Geld noch einen Titel, sondern war ein hübscher, flotter, munterer junger Mann von 20 Jahren, der immer in heiterster Stimmung und bereit war, alles zu genießen, was sich irgend bot. Ellen und er gefielen sich gleich auf den ersten Blick, und er war noch keine 24 Stunden im Hause, als er schon zur Familie zu gehören und einer von den „Jungen“ zu sein schien.

Es war richtiges Weihnachtswetter — der Schnee lag festgefroren an der Erde und das spiegelblanke Eis des kleinen Sees im Garten lud zum Schlittschuhlaufen ein. Mark, Jack, Charlie, sein Kollege, und Ellen konnten dieser Aufforderung nicht widerstehen, sie liefen stundenlang auf der glatten Fläche umher, und ihr fröhliches Lachen war weit hinaus zu hören. Drei von der Gesellschaft hatten keine Ahnung, wie heftig das Herz ihres vierten Mitgliedes pochte, wie dies Mitglied die Stunden, ja fast die Minuten zählte, die es dem ersehnten und gefürchteten Wiedersehen näher brachten, und wie nahe ihm, trotz der äußeren Fröhlichkeit, das Weinen war.

Als es anfang dunkel zu werden, gingen sie ins Haus und musizierten ein wenig. Charlie hatte eine ausgezeichnete Stimme und ein riesiges Repertoire ernster und heiterer Lieder im Kopf, er konnte zwei Stunden und wohl noch länger singen, ohne zu ermüden, und übte dies anhaltende Singen in seiner Pension in Oxford so ernstlich, daß alle Einwohner des Hauses sich darüber beschwerten. Dann tranken sie Thee und als man jetzt draußen Stimmen und Thüren öffnen hörte, nahm die kleine kokette Ellen einen Strang Wolle und gab ihr Charlie zu halten, so daß, als Dyston und George ins Zimmer traten, dies der erste Anblick war, der ihr Auge traf. Sie stand natürlich bei ihrem Eintritt sofort auf, ließ sich von George küssen, machte seiner Herrlichkeit eine Verbeugung und reichte ihm sogar die Hand zum Gruße.

Dystons Augen leuchteten, er strahlte vor Freude sie wiederzusehen, aber kein freundlicher Blick aus Ellens Augen begegnete dem seinen, kein Zeichen der Aufregung, kein Zittern der Hand verriet ihm, wie ihr Herz sich nach ihm gesehnt hatte, wie sie sich freute ihn wiederzusehen. Er hätte es ihr so gern nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Lippen sagen mögen, daß er glücklich war, wieder in ihrer Nähe zu sein, aber er fand keine Gelegenheit sie allein zu sprechen. Als sie ihm Thee einschenkte, wich der fremde junge Mann nicht von ihrer Seite und reichte Dyston dienstfertig die Tasse zu, dann kehrte das Paar wieder zu seiner unterbrochenen Beschäftigung des Wollwickelns zurück und überließ Dyston der Unterhaltung seiner Wirtin.

Natürlich war es gleich ihr erstes, ihn zu ärgern, das sah ihr ganz ähnlich — und doch, trotzdem er sich über sie ärgerte, war er froh, wieder bei ihr zu sein, ihr hübsches Köpfchen, ihr durchsichtig zartes Gesichtchen zu sehen, ihre silberhelle Stimme zu hören. Sie war tausendmal hübscher als Nellie, die beiden konnten überhaupt gar nicht miteinander verglichen werden, und wenn es ihr nun einmal Spaß machte, ihn zu reizen und zu ärgern, gut, so mochte sie es thun, er liebte sie doch. Sie mußte es nur nicht wieder so arg treiben, aber leider schien sie große Lust dazu zu haben. Bei Tisch saßen sie zwischen Jack und Charlie. Wie vergnügt sie waren! wie sie fortwährend lachten!

Dyston sah anfangs mit freundlichem Gesicht auf ihre Heiterkeit, aber da Ellen nicht daran dachte, auch nur einen Blick auf ihn zu werfen, sondern sich gänzlich dem jungen Studenten widmete, begann das Blut ihm wieder nach dem Kopfe zu steigen; es war ja lächerlich, auf einen derartigen Jungen eifersüchtig zu sein, aber er hätte weiß Gott was darum gegeben, wenn Ellen so mit ihm gescherzt, geplaudert und gelacht hätte. Und als Charlie sie später im Wohnzimmer zum Singen aufforderte und sie sich ans Klavier setzte und jedes Lied, um das er sie bat, ohne Zögern oder Ausflüchte sang, ihn auch zum Gesange begleitete und ein Duett mit ihm zum Besten gab, ärgerte sich Dyston, obgleich er einseh, daß es eine Thorheit von ihm sei, unbeschreiblich und wünschte Charlie ins Pfefferland.

Die drei jüngsten Mitglieder der Gesellschaft schienen einen neuen Plan auszusenden, sie schlossen das Instrument und verließen das Wohnzimmer. George forderte Dyston zu einer Partie Billard auf; da fanden sie zu ihrem Staunen, als sie durch die Halle gingen, Jack auf dem alten Flügel eine Polka pauken und Charlie und Ellen lustig darnach tanzen. Wieder stieg das Blut Dyston siedend heiß zu Kopfe. Warum durfte dieser junge Mensch seinen Arm um sie legen, während ihm dies nie gestattet werden würde? warum war er ihr so gut und sie so gleichgiltig gegen ihn? Dann aber unterdrückte er jeden Ausruf des Argers oder der Überraschung und folgte George ruhig ins Billardzimmer. Dort angelangt, hätte er freilich am liebsten den Stoß hingeworfen, wäre in die Halle zurückgegangen und hätte das junge Mädchen gebeten, mit ihm zu tanzen, aber was hätte George wohl zu einem solchen Benehmen seinerseits gesagt? Und würde sie mit ihm tanzen? würde sie ihm nicht wieder die Bitte abschlagen? es war also besser, sich dieser Niederlage nicht auszuweichen. Selbstverständlich spielte er, da er sehr zerstreut war, schlecht, und wenn er sich aufraffen und bei der Sache sein wollte, drang ihm gerade das Lachen aus der Halle ans Ohr, hörte er gerade die fröhlichen Stimmen sprechen, und natürlich war es dann gleich wieder um seine Fassung geschehen.

„Ich kann heute nicht spielen,“ sagte er schließlich, seinen Stoß hinlegend, und George, der in dieser Partie Sieger geblieben war, gab zu, daß er ihn noch nie so schlecht wie heute habe spielen sehen.

Die Thür öffnete sich und Jack und Charlie traten ins Billardzimmer.

„Wo ist Ellen?“ fragte George.

„Zu Bett gegangen,“ erwiderte sein Bruder.

„Was, ohne uns ‚gute Nacht‘ zu sagen! das soll sie bereuen! beim Zeus!“ rief George.

„Ich wollte sie durchaus hier mitbringen, damit sie dir ‚gute Nacht‘ sagte, sie ließ sich aber nicht dazu bewegen, sie wolle euch nicht im Spiele stören, meinte sie.“

Dyston begab sich in sehr schlechter Laune in sein Zimmer und zur Ruhe. Er sagte sich selbst, daß er ein Narr sei, daß er hierhergekommen und sich selbst den Argers auferlegt habe, er hätte es ja vorher wissen können, was ihn hier erwartete. Sie schienen die Absicht zu haben, die ganze Zeit, die er hier

war, mit diesem Grünschnabel zu kokettieren, um ihn nur recht in Wut zu bringen. Und was hatte er ihr eigentlich zu Leide gethan, wodurch hatte er sie beleidigt, daß sie so gegen ihn war? Konnte er etwas dafür, daß George ein solcher Fiel gewesen war, ihr eine Dummheit, die er einmal in einem schwachen Augenblicke ausgesprochen hatte, wiederzuerzählen? Wie seltsam war es, daß ihm, wenn er mit diesem kleinen Mädchen zusammen war, sein Geld und sein Titel durch die Nichtachtung, mit der sie beides behandelte, so unbedeutend vorkam, wie ein Nichts?

Unterdessen saß Ellen in ihrem Zimmer und kämmt ihr langes Haar. Unzähligmale ließ sie in Gedanken den Kamm in ihren Schoß gleiten und blickte minutenlang in die Blut des Kamines. Ob er eine Ahnung hatte, wie schwer es ihr wurde, diese Rolle, durch die sie einzig sein Herz zu gewinnen hoffte, zu spielen und gut zu Ende zu führen? Sie hatte ihn heute wieder geärgert, sehr geärgert, das wußte sie — wie viel lieber hätte sie sich ihm gezeigt, wie sie wirklich war, hätte freundlich in seine schönen Augen gesehen und mit ihm geplaudert, wie sie mit den anderen sprach. Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie imstande war, einen so kalten Ton ihm gegenüber anzunehmen, während ihr Herz so laut für ihn sprach.

Am andern Morgen beim Frühstück wurde ein Ausflug zu Schlittschuhen nach einer Meile entfernten Farm geplant, Mr. und Mrs. Temple, die dies Vergnügen natürlich nicht mitgenießen konnten, redeten der Jugend sehr zu es zu unternehmen und versprachen, ein schönes reichliches Gabelfrühstück nachzuenden. Dyston war ein guter Schlittschuhläufer und hoffte, Ellen würde auf dem Eise seine Dienste gebrauchen können, aber er sah bald, daß sie ihm in dieser Kunst nicht nachstand und wie ein Vogel über die Eisfläche flog. Alle waren in heiterster Stimmung, ganz besonders Charlie, der nicht von Ellens Seite wich, so daß Dyston trotz aller Mühe, die er sich gab, keinen Augenblick des Alleinseins mit ihr fand. Master Charlie war ausgelassen lustig, er hatte sein Herz rasch an seine hübsche Partnerin verloren und war nicht wenig stolz darauf, über einem Lord, einem Offizier in ihrer Günst zu stehen und viel freundlicher als dieser behandelt zu werden.

Bis nach dem Frühstück hatte Dyston keine Gelegenheit Ellen zu sprechen. Auf dem Rückwege nach der Eisbahn sah er sie einen Augenblick allein und benutzte denselben sofort, auf sie zu zu treten und sie zu bitten:

„Laufen Sie jetzt einmal mit mir, ja?“

„Warum nicht?“ antwortete sie gleichmütig heiter. Als sie das Eis erreicht hatten, nierte er zu Charless Kummer vor ihr nieder und schnallte ihr die Schlittschuhe an, dann nahm er ihre kleine Hand und flog mit ihr so rasch die Bahn hinunter, daß sie den anderen bald aus den Augen waren. In einer Ecke, die der schmale Fuß machte, blieb das Paar stehen, um sich ein wenig auszuruhen, er gab aber ihre Hand nicht frei, sondern ergriff auch die andre und sagte:

„Jetzt habe ich Sie in meiner Gewalt, und nun werden Sie mir Antwort darauf geben, warum Sie so unfreundlich zu mir sind und warum Sie mir Ihr Bild nicht geschickt haben?“

„Ich unfreundlich zu Ihnen!“ wiederholte Ellen, als sei diese Beschuldigung so ungerecht, daß sie sie gar nicht zu fassen vermochte.

„Ja,“ erwiderte Dyston entschieden, „Sie sprechen kaum ein Wort zu mir, Sie schenken mir keinen Blick, ich bin für Sie gar nicht vorhanden. Wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie gedacht, wie sehr ich mich auf das Wiedersehen mit Ihnen gefreut habe, würden Sie mich vielleicht anders behandeln.“

„Wie ist es Ihnen in London ergangen?“ fragte Ellen, ohne seinen Worten Beachtung zu schenken. „Haben Sie sich immer gut amüsiert, oder haben die Damen Sie wieder wie ein armes Wild geheht und gequält?“

„Haben Sie denn an diesen Scherzen noch nicht genug?“ sagte Dyston stirnrunzelnd; offen gesagt, hatte er die größte Lust, sie für ihren Mutwillen an ihren kleinen, von der Kälte geröteten Ohren zu reißen.

„Wie sonderbar Sie sind!“ und Ellen machte das unschuldigste Gesicht, das ihr zu Gebote stand. „Man weiß wirklich nicht, worüber man mit Ihnen sprechen soll, Sie ärgern sich über alles. Ich glaube Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen.“

„Ich kann es mir lebhaft denken,“ antwortete er pikiert. „Sie scheinen es überhaupt darauf anzulegen, mir den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. Mir gehen Sie, wo Sie können, aus dem Wege, dagegen wissen Sie nicht, wie Sie lebenswürdig genug gegen den jungen —“ er unterbrach sich, denn er sah ein, daß Charlie die Bezeichnung „Hanswurst“ eigentlich nicht verdiente, die er ihm aus Eifersucht geben wollte.

„O, er ist ein hübscher, reizender, unverborbener junger Mann,“ rief Ellen mit erheuchelter Begeisterung. „Und dann sehen Sie, bei ihm kann ich mich so geben, wie ich bin, und brauche nicht zu fürchten, daß er mir falsche Beweggründe untergeschoben und glauben könnte, ich hätte Absichten auf ihn.“

„Ich würde mich freuen, wenn Sie mir gegenüber ein einziges Mal so wären, daß ich Ihnen diese Absicht untergeschoben könnte!“ entgegnete Dyston.

„Ich werde mich hüten,“ sagte Ellen, ihm lachend ins Gesicht blickend. „Vor mir sind sie sicher.“

„Können Sie mich denn gar nicht leiden?“ „Behüte! Ich finde Sie sehr hübsch und lebenswürdig,“ erwiderte Ellen und bewunderte im stillen selbst ihr Talent zum Schauspielern, da sie so kühl und gleichgiltig sprechen konnte, während ihr Herz so klopfte, daß es ihr fast den Atem benahm, „und ich würde Sie gewiß um Ihrer selbst willen sehr gern haben. Aber sobald ich einmal unvorzüglich freundlich zu Ihnen gesprochen habe, oder wollen mir sagen, so höflich, wie ich mit anderen spreche, fallen mir die Warnungen ein, die ich erhalten habe, und ich möchte am liebsten auf und davon laufen, damit Sie nur ja nicht auf böse Gedanken kommen und mir Absichten untergeschoben, die mir sehr fern liegen.“

Sie bemühte sich, ihre Hand loszumachen, er hielt sie aber fest.

„Sie haben eine herrliche Meinung von mir, wie ich sehe,“ rief Dyston gereizt, „ich weiß kaum, was ich Ihnen darauf erwidern soll. Kann ich Sie milder gegen mich stimmen, wenn ich Ihnen sage, daß mir bei Ihrer Freundlichkeit nie ein anderer Gedanke kommen wird, als daß ich mich freue, von Ihnen besser behandelt zu werden; daß ich über jedes gute Wort aus Ihrem Munde glücklich bin?“

„Wenn Sie so zu mir sprechen,“ lachte Ellen, „siehe ich, daß Sie mich verspotten und sich über mich lustig machen.“ „Mich über Sie lustig machen!“ und wirklich war in seiner Stimme mehr Ärger und Gereiztheit als Spott zu hören, „ich denke, bis jetzt war das Lustigmachen und Verspotten stets auf Ihrer, aber nie auf meiner Seite.“

„Sie würden mir ausnehmend gut gefallen, wenn Sie Mr. Dyston oder Hauptmann Dyston wären, aber Lord Dyston, das ist zu viel für mich — Ihre Stellung ist mir zu ehrfürchtgebietend.“

„Da ich diesem Unglück nun einmal nicht abhelfen kann, so ist es wohl ein Ding der Unmöglichkeit, mir Ihre Gunst zu erwerben?“ fragte er steif.

„Es scheint fast so,“ antwortete sie. „Schade, schade, daß Sie nicht ein einfacher Bürgerlicher sind, wie dieser reizende Charlie, wie vergnügt hätten wir dann zusammen sein können!“

„Hier kommt der reizende Charlie,“ sagte Dyston spöttisch, „bitte, amüsieren Sie sich nur mit ihm, ich will Sie nicht länger stören.“

Damit ließ er Ellen stehen und lief rasch weiter. Sie wußte nicht, sollte sie triumphieren, oder war sie zu weit gegangen, hatte sie ihn zu sehr geärgert? Auf ein so brisantes Siederlassen war sie nicht vorbereitet gewesen, es überraschte sie daher.

Dyston näherte sich ihr nicht wieder, ebensowenig richtete er auf dem ganzen Heimwege das Wort an sie. Er war so zornig, daß er in sein Zimmer ging und erst dann nach unten kam, als er glaubte, es sei schon Thee getrunken worden. Als er ins Wohnzimmer trat, ging Ellen ihm entgegen.

„Kann ich Ihnen noch eine Tasse Thee anbieten, Lord Dyston?“ fragte Ellen in vernehmlichem Tone.

„Danke sehr,“ erwiderte er kühl.

„Ich habe Ihnen etwas Thee warmgestellt,“ sagte sie freundlich, „wollen Sie ihn wirklich nicht trinken?“

Seine Festigkeit hielt nicht lange Stand. „Wenn Sie so gütig gewesen sind, kann ich natürlich nicht nein sagen,“ erklärte er schon viel besänftigter.

Und er folgte ihr, wie damals Nellie, an den Theetisch, der abseits von der andern Gesellschaft stand. Sie schenkte ihm den Thee ein und flüsterte, als sie ihm die Tasse zureichte:

„Habe ich Sie heute sehr geärgert? Sie sind mir wohl sehr böse?“

Dabei warf sie ihm einen so sauren Blick zu, wie er ihn noch nie aus ihren Augen auf sich gerichtet gesehen hatte. Er erwiderte ihn leidenschaftlich und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie weh Sie mir durch ein derartiges Benehmen thun, würden Sie gewiß freundlicher gegen mich sein.“

„Es thut mir wirklich leid,“ flüsterte sie, „ich habe es nicht so böse gemeint.“

„Ich will Ihnen alles vergeben, wodurch Sie mich gekränkt haben,“ sagte er leise und zärtlich, „aber seien Sie vor jetzt ab gut zu mir, ja? Versprechen Sie mir das?“

In diesem kritischen Augenblicke, der bei Ellens weicher Stimmung vielleicht dazu geeignet war, den guten Schluß zu beschleunigen, trat Jack an den Tisch heran.

„Ellen, wenn wir die Halle ausschmücken wollen, ist es die höchste Zeit, daß wir damit beginnen.“

Die jungen Leute hatten nämlich beschlossen, die Halle und das Wohnzimmer zum heutigen Weihnachtsabend recht hübsch zu dekorieren und dadurch allem noch ein festlicheres Gepräge, als es ohnehin haben würde, zu verleihen.

Ellen sprang zu Dystons Ärger sofort auf und eilte mit Jack hinaus. Als Dyston einige Minuten später in die Halle ging, fand er Jack, Jack und den unvermeidlichen Charlie so um sie beschäftigt, daß er sich überflüssig fühlte und sich auf sein Zimmer begab. Er versuchte einige Briefe zu schreiben, aber es duldet ihn nicht lange oben, er mußte wieder hinunter, um zu sehen, was dort vorging. Und was sahen seine Augen, als er die Halle betrat! Jack hatte den runden Tisch, der in der Mitte stand, fortgerückt, am Kronleuchter einen ungeheuren Mispelzweig befestigt, und gerade in dem Augenblicke, als Lord Dyston erschien, Ellen umgestoßen und ihr einen Kuß gegeben.

Dyston war außer sich, sein Blut siedete vor Wut, wie durfte sich der junge Mann, und wenn er hundertmal ihr Vetter war, erlauben, sie zu berühren! Und warum durfte er, der sich so wahrhaftig danach sehnte, sie einmal in seine Arme zu nehmen, nicht einmal ihre Hand in der seinen halten! Warum fargte sie mit jeder Gunstbezeugung gegen ihn, während andere ungebeten freundliche Blicke und Worte erhielten!

Er hatte keine Ahnung, wie verdrießlich er aussah, er machte ein Gesicht, als wollte er das junge Paar auseinanderreißen. Aber Ellen machte sich selbst lachend los und rief Dyston entgegen:

„Warum machen Sie sich ganz unsichtbar, Lord Dyston, und helfen uns gar nicht bei unseren Weihnachtsvorbereitungen?“

Er sah sie mit zornblitzenden Augen an, die ihr deutlich zu sagen schienen: „Du sollst dich von keinem berühren oder küssen lassen!“ Auf ihre Frage antwortete er in eisigem Tone:

„Ich glaube, Sie hätten wenig Hilfe von mir gehabt, ich bin weder bei Weihnachtsvorbereitungen, noch bei — Weihnachtscherzen zu gebrauchen.“

„Nein?“ sagte Ellen unschuldig und folgte seinen Augen, die auf den Mispelzweig gerichtet waren. „Sie machen sich wohl aus derartigen harmlosen Gebräuchen nichts?“

Ob er sich etwas daraus machte, wenn dieser Gebrauch ihm gestattet, ihr rosiges Gesicht zu küssen! Es sollte nur kein anderer dieses Vorrecht genießen dürfen. Das kleine Mädchen hatte eine Art ihn zu reizen und zu ärgern, daß er auch jetzt wieder ganz außer sich war und sie, ohne ihr eine Silbe zu erwidern, verließ.

Ellen ließ sich durch seinen scheinbaren Zorn nicht täuschen, ihr Herz sagte ihr, daß ihre Sache gut stand, und sie fühlte, daß sie ihre Rolle nicht länger werde durchführen können, mit jedem Tage gewann sie Seine Herrlichkeit lieber, fand sie ihn schöner, reizender; sie sehnte sich schon danach, es endlich von seinen Lippen zu hören, daß er sie liebe, und doch pochte ihr Herz bei dem Gedanken daran ungestüm.

Der erste Weihnachtstag war gekommen. Es war herrliches Wetter, die Sonne schien, die Luft war so klar und rein, wie sie nur an einem schönen Wintertage sein kann, kein Windhauch regte sich, es war, als sei die ganze Natur das Fest der Freude mit, das die Menschen heute begingen.

Die Templeische Familie und ihre Gäste gingen alle zur Kirche. Während des Gottesdienstes war gewiß niemand weniger fromm und andächtig als Dyston, ihn beschäftigten lauter weltliche Gedanken. Ellen saß neben Charlie, sie sang mit ihm aus demselben Hymnenbuch, das war genug, um Seine Herrlichkeit aus der Fassung zu bringen. Bis jetzt hatte er sich gesagt, es sei lächerlich von ihm, zu glauben, sie könne sich ernstlich für den Burtschen interessieren, heute aber kam es ihm plötzlich in den Sinn, was denn daran lächerlich sei; er war ein großer, hübscher, junger Mann und ein Jahr älter als sie. Sie gab selbstamerweise nichts auf Reichtum und Rang, sie wußte wohl gar nicht, was beides im Leben zu bedeuten hatte. Wenn ihr also der junge Mann gefiel, lag kein Grund vor, weshalb sie sich nicht mit ihm verloben sollte. Dyston sagte sich selbst, daß er diesen Zustand der Ungewißheit nicht länger ertragen konnte; er, der immer heitere Gesellschafter, kam aus dem Ärger, aus der schlechten Laune gar nicht heraus, er wollte dem ein Ende machen und noch heute mit ihr sprechen. Aber eine innere Stimme sagte ihm, daß er, nachdem er mit ihr gesprochen hatte, sich noch unglücklicher fühlen würde als jetzt. Gut, dann würde er auf Nimmerwiedersehen von ihr scheiden und sie zu vergessen suchen, dann wußte er, daß ihm keine Hoffnung blieb, und die schlechteste Gewißheit war immer besser, als die nervöse Unruhe, aus der er nicht herauskam. Es ließ sich zwar leichter vornehmen, sie zu vergessen, als ausführen, das sagte er sich, als er nach ihr hinblühte und ihren braunen Regenaugen begegnete, die wieder den weichen Ausdruck hatten, den er schon einmal in ihnen gelesen.

Am Nachmittage wollte der jüngere Teil der Gesellschaft einen langen Spaziergang nach einer sehr malerisch gelegenen Ruine unternehmen. Da Dyston fürchtete, wieder ebensoviel Ärger wie auf der Eispartie zu haben und keine Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen mit Ellen zu finden, nahm er George vorher beiseite, schüttete ihm sein ganzes Herz aus, und fragte ihn, ob er es nicht würde einzurichten verstehen, daß Ellen nicht mit Charlie, sondern mit ihm gehen sollte. Infolgedessen bat George seinen Bruder Jack, ohne ihm jedoch Gründe für sein Verlangen mitzuteilen, sich recht angelegentlich mit Charlie zu beschäftigen und ihn womöglich gar nicht in Ellens Nähe kommen zu lassen. Das Ende vom Liede war, daß Charlie, als er bemerkte, daß ein Komplott gegen ihn im Gange war, sich schrecklich beleidigt fühlte und nirgend zu finden war, als die Gesellschaft aufbrach, und daß Jack ebenfalls zu Hause blieb, um sich nach seinem Freunde umzusehen.

Es blieben also nur noch Dyston und Ellen, George und Mark. Die letzteren versuchten es vergeblich, sich abzuwenden und sich den Anschein zu geben, als hätten sie etwas Geheimnis zu besprechen. Ellen wußte sie sofort wieder durch eine Frage an ihre Seite zu rufen, und schien jeden Augenblick des Alleinseins mit Dyston vermeiden zu wollen.

Sie waren an der Ruine angelangt und hatten sich eben auf einem Stück der abgebröckelten Mauer zum Ansitzen niedergesetzt, als George plötzlich etwas in der Ferne bemerkte, das ihn sehr zu interessieren schien, denn er stand auf, um es sich genauer anzusehen. Ein paar Augenblicke später fing auch Mark an, sich für diesen gar nicht existierenden Gegenstand zu interessieren, und folgte seinem Bruder, und Dyston und Ellen blieben allein.

„Wo gehen die Jungen hin?“ sagte Ellen, „kommen Sie, wir wollen ihnen nach.“

„Nein,“ antwortete Dyston, legte seine Hand auf ihren Arm und hinderte sie so am Aufstehen. „Bleiben Sie hier bei mir, ja?“ er sah sie bittend an, „oder hassen Sie mich so sehr, daß Sie meine Gesellschaft nicht einen Augenblick ertragen können?“

Ellen sagte sich mit klopfendem Herzen, daß sie jetzt vor der Katastrophe stehe, sie sandte ein rasches Gebet zum Himmel empor, er möge ihr beistehen und alles zu einem guten Ende führen. Es dauerte ein paar Sekunden, ehe sie wieder Herrin ihrer selbst war und in heiterem Tone antworten konnte:

„Welch eine Idee! Sie hassen! Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit thue, bleibe ich gern hier.“

Nichts bringt einen Liebhaber mehr zur Verzweiflung, als wenn das Mädchen, das er liebt, nicht ernst sprechen will und alles, was er ihm sagt, ins Scherzhafte zieht.

„Sie sind ein herzloses, kleines Mädchen. Wenn Sie ein wenig Gefühl hätten, müßten Sie es längst gemerkt haben, wie es um mich steht, wie ich Sie liebe.“

Ellen lachte.

„Wollen Sie sich über mich lustig machen, Lord Dyston?“

„Mich über Sie lustig machen!“ rief er eifrig. „Reißt das lustig machen, wenn ich Sie bitte, meine Frau zu werden?“

„Ja, das klingt fast so wie Scherz,“ sagte sie und lachte wieder, „für jemanden, der Ihre Gesinnungen kennt.“

„Sie kennen Sie nicht, das schwöre ich Ihnen,“ erwiderte Dyston. „Sagen Sie, Miß Ellen, halten Sie es für ganz unmöglich, daß Sie mir ein wenig gut sein könnten?“

„Ich weiß nicht,“ sagte die kleine Heuchlerin, „ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Aber was kann Ihnen daran liegen. Sie hatten ja den festen Entschluß gefaßt, nie zu heiraten.“

„Ich habe ihn aufgegeben,“ gestand er ein. „Ich war ein Narr, als ich so etwas vornahm. Aber damals kannte ich Sie noch nicht. Jetzt seit ich Sie kenne, ist es mein heiligster Wunsch, mich zu verheiraten, und zwar mit Ihnen.“

„Zu rasch gefreut, ward stets bereut,“ sagte Ellen neckend.

„Ich würde es nie bereuen, das weiß ich,“ entgegnete er rasch. „Sehen Sie, ehe ich hierher kam, hielt ich alle Frauen für egoistisch, berechnend, käuflich, jetzt aber, seit ich weiß, was es für süße, unschuldige Geschöpfe auf der Welt giebt, seit Sie mir wie die verkörperte Unschuld und Unverdorbenheit entgegenzutreten —“

„Sie sind sehr gütig, Lord Dyston,“ antwortete Ellen und schlug die Augen nieder, „es ist aber wirklich ein Ding der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit? warum?“

„Nun, aus verschiedenen Gründen.“

„Darf ich sie nicht zu hören bekommen?“ fragte er, wieder gereizt werdend.

„Sie sind ein Lord, ein sehr vornehmer und reicher Mann,“ sagte sie, jedes Wort, durch das sie ihn ärgern konnte, recht betonend, „für Sie paßt eine große Dame, aber nicht ein einfaches, dummes, unerzogenes Mädchen vom Lande.“

„Wenn ich nun aber dies einfache, dumme, unerzogene Mädchen vom Lande, wie Sie das reizendste Geschöpf, das ich kenne, benennen, über alles liebe?“

„Nun,“ erwiderte Ellen gleichmütig, „dann muß das dumme Landmädchen eben Verstand für beide haben und diese Ehre, so groß sie auch ist, dankend ablehnen.“

„Wollen Sie damit sagen,“ rief der junge Mann, „daß Sie mir einen Korb geben?“

„Kennen Sie nicht die Geschichte jenes armen Mädchens, das einen vornehmen Lord heiratete und ihr Leben lang dafür zu büßen hatte?“ fragte Ellen kopfschüttelnd.

Dyston, der keine Ahnung hatte, daß „das unschuldige Geschöpf“ ihn leidenschaftlich liebte und eine richtige Komödie mit ihm spielte, ergriff ihre Hände und suchte sie mit aufrichtigen, herzlichen Worten zu überreden, seine Stimme bebte, er erregt war er selbst. Wer ihm vor einigen Monaten gesagt hätte, daß er demütig eine Frau, die ihn halb und halb zu verachten schien, bitten würde, die Seine zu werden, den hätte er sicherlich einen Lügner gescholten. Und doch war es nun so gekommen!

„Mein liebes Kind, ich schwöre Ihnen, daß es Ihnen nicht so gehen wird, wie jenem Mädchen. Sie sind eine geborene Lady und werden sich stets als solche benehmen, während jenes Mädchen in jedem Augenblicke Veröße machte. Und Sie werden sehen, daß es wirklich ganz angenehm ist, eine reiche Frau von Stellung in London zu sein. Ohne daß ich mich rühmen will, weiß ich es, daß ich ein ganz guter Kerl bin und daß Sie keine schlechten Tage bei mir haben würden. Das Leben in der Londoner Gesellschaft wird Ihnen sicherlich ganz gut gefallen.“

„Es würde mich töten,“ erwiderte Ellen. „Das ist gut für Mädchen, die daraufhin erzogen sind, aber nicht für Unser-eines. Ich würde mich dort sehr unglücklich fühlen.“

Das ist die erste Wahrheit, die sie in ihrem Zwiegespräch mit Dyston über die Lippen bringt. Das Leben in London hat allerdings nach allem, was sie darüber gehört hat, nicht den geringsten Reiz für sie.

Dyston wendet sich niedergebunden ab — er weiß ihr nichts mehr zu sagen, seine Überredungskunst ist erschöpft.

„Also,“ sagt er traurig und bemüht sich vergeblich, stolz und bitter zu sprechen, „habe ich denn einen regelrechten Korb von Ihnen bekommen?“

Da sie keine Antwort giebt, wendet er sich ihr wieder halb zu. Täuscht er sich, oder sehen ihre Augen ihn wirklich weich und zärtlich an, zittern ihre Lippen wirklich?

„Bin ich Ihnen denn wirklich so zuwider?“ ruft er lebhaft. „Warum mögen Sie mich nicht? Sagen Sie mir, was Sie in diesem Augenblicke denken.“

„Ich denke,“ sagt sie erröthend und senkt die Augen vor seinem Blick, „wie sonderbar es ist, daß Sie mir nur immer von dem sprechen, daß Sie nur glauben, man könne Sie unbeschwillen lieben, was Sie haben. Kommt es Ihnen denn gar nicht in den Sinn,“ setzt sie zögernd hinzu, „daß man Sie nicht, weil Sie alles haben, sondern trotzdem Sie alles haben, lieben könne? Wenn Sie kein Brot, wenn Sie nicht so reich wären —“

„Sie stoßen — nun, was wäre dann?“ ruft Dyston atemlos, und eine süße Ahnung kommenden Glückes zieht durch sein Herz. „Fahren Sie fort — was dann?“

„Dann glaube ich, hätte ich Sie — o nein, nein, bitte lassen Sie mich los,“ und als es ihr gelungen ist, sich zu befreien und sie sich fluchtbereit gemacht hat, setzt sie hinzu: „ich weiß es ja nicht bestimmt, aber ich glaube, dann hätte ich Sie geliebt.“

Und wäre sie die leichtfüßige Waldnymphe gewesen, er hätte sie doch eingeholt und leidenschaftlich umschlungen. Nah und fern ist kein lebendes Wesen sichtbar, aber selbst wenn sie jetzt plötzlich von der größten Gesellschaft überrascht worden wären, hätte Dyston sie nicht eher aus seinen Armen freigegeben, als bis sie ihm geschworen, daß sie seine Frau werden wolle, als bis sie ihm eingestanden, daß sie ihn, trotzdem er ein Lord war, geliebt hatte, vom ersten Augenblick, da sie ihn gesehen, und daß sie ihn so lieben würde bis in alle Ewigkeit.

Lady Dyston gehört zu den reizendsten Frauen Londons. Sie ist längst zu der Überzeugung gekommen, daß es gerade nichts Unangenehmes ist, eine vornehme Dame zu sein und drei Monate im Jahre ein fashionables Leben zu führen. Seine Herrlichkeit sind noch ebenso verliebt in Ihre schöne Frau, wie zur Zeit der Bewerbung, des „Hangens und Bangens“ im Templeischen Hause. Die junge Frau versteht es, trotzdem ihr ganzes Herz ihrem Gatten gehört, ihn durch den neckenden Ton, den sie noch oft ihm gegenüber anzunehmen versteht, täglich aufs neue das Glück ihres Besitzes fühlen zu lassen. Es sind zwar Ketten, die sie ihm angelegt hat, aber Rosenketten, die er mit Entzücken trägt.

Zum Schluß der Saison.

Gemälde von Friedr. Stahl.

Der Herbst ist da! Kein Zweifel! — Zwar wäre schwer zu sagen, wann der schöne Sommer mit seinen bezaubernden Reizen ihm gewichen, seinem übermäßigen Andrängen Platz gemacht; denn noch immer sind die Tage voll Sonnenglanz, die Luft duftig frisch; noch immer prangen die Gärten im Farbensplendore, die Wiesen in tiefem, sattem Grün, und in Busch und Strauch herrscht munteres Vogelleben, zirpt es und zwitschert es, wie in frühen Sommertagen. Aber ach! dieser milde Sonnenschein, der wie ein Wehmutsblick auf der absterbenden Vegetation liegt; diese unirdische Klarheit der Luft und der Farbensplendore von Wiese und Garten täuschen uns nicht mehr. Es ist ein letztes elegisches Lächeln der Natur, bald hinschwindend unter dem rauheren Hauch des Ostwindes, und gemahnt das Herz des Menschen an die Vergänglichkeit der Dinge dieser Welt. Der Herbst ist da und keine Macht kann ihn zurückdrängen; selbst die leicht beschwingte Schar der Vögel in den Zweigen empfindet seinen Einfluß und rüstet unruhig zum Abzug aus liebgewordener Gegend.

Auch die Menschen! — Wie war es so schön in dem herrlichen Brunnenthal, tief eingebettet zwischen waldigen Höhen und geschmückt mit allen Reizen, die ein mildes Klima der Natur verleiht. Wie reizvoll pulsierte das Leben der Gesellschaft unter den Arkaden am Brunnen, in den vierwärtigen Pfaden des Kurparkes, über dessen holde grüne Wälder die süßen Weisen der Kapelle am Brunnen dahinzogen! Wie köstlich waren die Parteen in die Berge, die Fahrten auf blitzen-

der Flut, der Tanz auf spiegelndem Parkett des Ballsaales! Und o! wie entzückend alle jene Beziehungen, die wie mit Blumenketten Herz an Herz banden! — Nun ist alles dahin! Der Herbst war plötzlich — wie über Nacht — eingerückt und hatte wie ein Feind alle die fröhlichen Menschen auseinander gesprengt. Überall ein Rufen zum Aufbruch, überall ein Abschiednehmen, oft recht trüben Sinnes, überall ein letzter elegischer Rückblick auf verklungene Freuden, entschwendene Tage der Lust, und ein letztes Wort, ein letzter Blick.

Zu der großen Allee spielt sich der allerletzte Akt ab. Weibliche Patienten, die über all den Lustbarkeiten den eigentlichen Zweck ihres Kommens ganz vergessen hatten, ziehen beim alten Sanitätsrat noch rasch einige Verhaltensmaßregeln — für die Heimat ein; ein Kreis von Bekannten, die manche fröhliche Stunde mitnehmen verlebte, tauscht letzte herzliche Worte und Versprechungen frohen Wiedersehens im nächsten Sommer aus; hier und da ein wandelnd oder sitzend Paar, schweren Herzens voneinander scheidend; hier und da ein einzelner Herr, ein lebenslustiger Kavallerist, der der gewohnten lieben Gesellschaftin beraubt, melancholisch in den lichten Herbsttag hinausschaut; und über dem allen webend und schwebend etwas von jener schwermütigen Weise:

Ah! wie so bald
Verhalte — verhalte der Reigen! S. 3.

Dilettanten-Arbeiten.

(Hierzu 2 Abbildungen.)

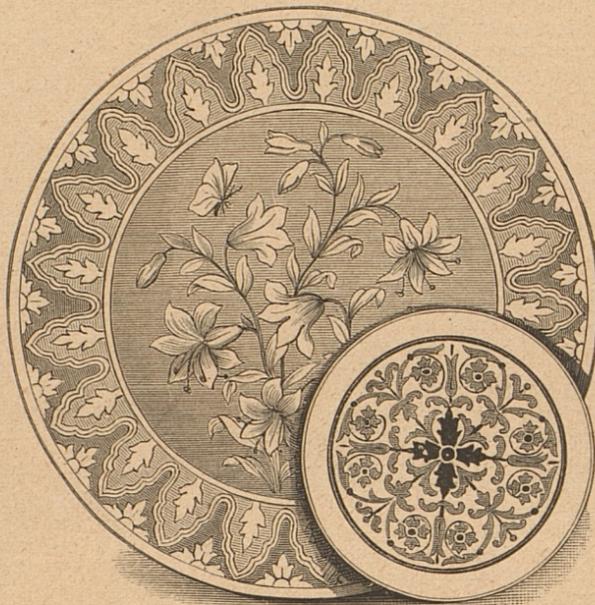
Nachdruck verboten.

Ärbeit und Imitation von Niello.

Zu den gediegensten und immer wieder gern versuchten Arbeiten des Kunstgewerbes gehört ohne Zweifel das Ätzen auf Metall. Künstlerische Anregung bietet diese Arbeit dem Ausübenden insofern, als sich hier Gelegenheit findet, mit den Mustern der Renaissance bekannt zu werden und die Stil- und Formenschnörkel derselben zu bewundern. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an „Meurers Ornamentenschatz“, ein Werk, das mit seinen der italienischen Renaissance entnommenen herrlichen Zeichnungen, seinen Intarsien, Majolika- und Holzmustern eigentlich jeder Geschmacksrichtung entspricht. Nun, wer nicht im Besitze dieses Werkes, der findet auch in einfachen Vorlagen für Holzmalereien (ich verweise auf die Mappe von Ostar Hülder, Berlin, und die Vorlagen von Schimmer, den Münchener Kalender u.) der Muster genug zum Ätzen. Die Technik erfordert nur etwas praktische Erfahrung und genaue Zeichnung. Das Ätzwasser (in jeder Droguerie käuflich) besteht je nach Härte des Metalls aus: $\frac{2}{3}$ Wasser zu $\frac{1}{3}$ Säure (für Messing, Zinn und Weißblech), oder Wasser und Säure zu gleichen Teilen (für Kupfer und vernickeltes Kupfer). Man pußt das Metall zuerst sehr sauber ab, dann wird die auf Pauspapier gebrachte Zeichnung mittelst Unterlagen von Rötelpapier auf das Metall gebracht, indem man mit einem harten Blei die Zeichnung aufdrückend nachzieht. Sie erscheint immer sehr matt auf dem Metall und es erfordert stets einige Anstrengung für die Augen, die nur schwach sichtbaren Konturen nachzusehen. Nun werden diejenigen Stellen, welche erhaben und blank bleiben sollen, mit Asphaltlack, der nicht zu dick sein darf, bestrichen; ist er zu zähe, so verdünnt man ihn mit etwas Terpentinöl. Die Konturen zeichnet man recht scharf mit dem Lack aus und überstreicht mit diesem alles, was blank bleiben soll, auch etwaige verzierte Außenränder eines Metalltellers, damit etwa verspritzte Säure das Metall an falschen Stellen nicht lädiere. Fläche Gegenstände muß man mit einem Wachstrand umgeben, um ein Überschießen der Säure zu verhindern. Ist alles zugebedet und der Lack ganz trocken, so übergießt man die Fläche mit der Säure und läßt, je nachdem man die Ätzung tiefer oder flacher haben will, das Ätzwasser längere oder kürzere Zeit darauf stehen. Oft genügt schon eine halbe Stunde, sehr tiefe Ätzungen müssen 6 bis 12 Stunden stehen bleiben. Man kann, um den Grad der Ätzung zu prüfen, die Säure abgießen und nachsehen, und wenn sie tiefer sein soll, wieder darüber schütten. Hierauf wird die Platte tüchtig in Wasser abgespült, der Asphaltgrund mittelst Terpentinöl entfernt und das Ganze dann noch einmal abgepußt. Ein Einreiben mit etwas ganz feinem Lampenruß und ein wenig Siccativ läßt die geätzten Tiefen dann schwarz erscheinen. Diese Art des Ätzens ist das sogenannte „Flächenätzen“. Für solche, die in der Zeichnung noch nicht die notwendige Sicherheit haben, ist das „Linienätzen“ für den ersten Versuch zu empfehlen. Das Metall wird zu diesem Zweck zuerst ganz mit Asphaltlack überzogen, derselbe getrocknet und dann mittelst weißen Kreide- oder Rötelpapiers die Zeichnung aufgепaußt. Diese wird nun mittelst einer Stahl- oder Stricknadel, oder besser einer sogenannten Radiernadel so nachgezogen, daß man den Asphaltlack bis zum Metallgrunde durchreißt, doch nicht so tief, daß dieser lädiert wird. Man kann auf diese Weise feinere Strichlagen bloßlegen, als wenn man mit der Feder zeichnet. Namentlich eignen sich Köpfe, Landschaften und Blumenstücke zu dieser Art der Ausführung, welche unter Umständen recht künstlerisch zu wirken vermag. Die Ätzung wird in oben geschilderter Weise vollbracht. Auch auf Marmor oder Solenhofenstein ist die Ätzung in gleicher Weise zu vollziehen. Der Marmor muß hart und ganz gleichmäßig weiß sein. Die Zeichnung wird mittelst Graphit oder Rötelpapier aufgепaußt; die gewöhnliche Tiefe für Steinätzung ist 1 bis 2 mm.

Eine dem Ätzen sehr ähnliche Arbeit ist die Imitation von Niello. Diese im Mittelalter viel geübte Kunst, welche durch Drydrierung oder richtiger Schwefelung initiiert werden kann, wirkt durch den eigentümlichen Farbkontrast, den das Niello auf der hellen Silberfläche hervorbringt. Es eignen sich hierzu Silber und alle silberhaltigen Gegenstände, Christofle, Messing, aber auch Zinn und Weißblech. Für Silber nimmt man zur Drydrierung Schwefelwasser (Schwefelsäure) ca. 25% in 75% Wasser. Der Gegenstand wird vorher durch Putzen sorgfältig von allen Fettteilen gereinigt (ein Berühren der zu behandelnden Fläche mit den Fingern ist zu vermeiden). Die Zeichnung wird aufgепaußt und, was blank bleiben soll, mit Asphaltlack überzogen. Man achte hierbei sehr darauf, daß auch nicht eine Spur des Lacks oder des Terpentinöls auf die zu oxydierende Fläche kommt, da dieselbe dann ungleichmäßig wird. Nach dem Trocknen des Lacks wird die Flüssigkeit darüber gegossen und — wenn auf Silber — nur wenige Minuten stehen gelassen. Die oxydierten Stellen

des Silbers haben nun einen bläulich grauen Ton angenommen und heben sich wirkungsvoll von dem hellen Hintergrund ab. Während also beim Ätzen das Metall nur matt wird und erhabene Konturen hinterläßt, wird durch Drydation nur die Farbe des Metalles dunkler gefärbt, bleibt aber sonst in gleicher Erhöhung mit dem Metall. Zinn und Weißblech behandelt man mit Kupfervitriol; die Lösung muß etwa 10% sein, es löst sich der Vitriol langsam in warmem Wasser und kann etwa 5 bis 10 Minuten einwirken. Das Blech erhält eine schiefergraue Färbung; läßt man nur ein paar Minuten einwirken, so erscheint der Ton wie mattes Silber. Ist eine Drydrierung oder Ätzung ungleichmäßig geworden oder sonstwie verdorben, so kann man sie sehr gut mit Silberbronze, welche man mit Bronzintur verdünnt aufträgt, ausbessern. So hatte ich auf einem blanken Blechdeckel (Abb. Nr. 1) geätzt, und zwar die Blumen blank, den Grund und die Staubfäden sehr tief. Die Ätzung war infolge zu scharfer Säure verdorben und ich überzog den Grund mit blaugrüner Bronze. Die hellen Blumen hoben sich nun leuchtend von dem mattschimmernden Hintergrund ab und das Ganze sah sehr effectvoll aus. Ein dunkelgrüner Flüssigkeitsrand rahmte den Deckel ein und ließ vergessen, daß es ein ganz gewöhnlicher billiger Kochtopfdeckel war. Auf einem andern Deckel hatte ich dasselbe Muster zur Drydrierung benutzt. Auch hier war der Grund nicht gleichmäßig geworden und ich besserte ihn mit Silberbronze aus. Sehr wirksam hoben sich nun die blanken Blumen vom matten Silbergrunde ab, und um ihnen noch etwas mehr Leben zu verleihen, lasierte ich sie leicht mit roter, die



Vorlagen für Ärbeiten.

Blätter mit grüner Lackfarbe. Die Konturen zieht man noch einmal mit brauner oder schwarzer Lackfarbe nach, so daß das Ganze dann einen ähnlichen Eindruck wie farbige Emaille macht.

Sehr hübsch kann man auch ätzen und oxydieren auf einer Fläche. Ein andres Muster (Nr. 2) aus Meurers Werk zeigt die verschiedenen Tonnuancen, welche man hervorrufen kann. Machen wir damit einen Versuch auf Weißblech. Man pußt nicht gleich das ganze Muster auf, sondern nur die in der Zeichnung matt getönten Arabesken. Dann füllt man den Grund, der hell bleiben soll, mit Asphaltlack aus und ätzt. Hierauf entfernt man den Lack wieder, wäscht mit Wasser und Seife tüchtig ab und pußt, damit keine Spur von Lack oder Terpentin haften bleibt. Dann pußt man die in der Zeichnung dunkel gehaltenen Stellen auf, überzieht noch einmal den Grund und das Geätzte mit Asphaltlack und gießt dann das Kupfervitriol darüber. In wenigen Minuten ist die Drydation vollzogen, und man hat das Muster in drei Tonabstufungen auf dem Metall: hell, matt und dunkel.

Der Phantasie der Leserinnen sei es überlassen, noch weitere Variationen in dieser nicht leicht zu erschöpfenden Kunsttechnik zu erfinden; ich will wünschen und hoffen, daß so manches freundliche Heim infolge dieser Anregung durch eine schimmernde Schüssel oder einen prunkenden Teller einen Schmuck mehr erhält, welcher Kunde giebt von dem Fleiß und der Geschicklichkeit seiner Urheberinnen.

Anna v. Parpart.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Oktober“.

Fig. 1. Promenadenanzug. Das Kleid aus englischem Wollstoff ist mit einem Kasteil, einem Stehragen und Vornrevers von gleichfarbigem Sammet ausgestattet und zum Schließen mit überponnenen Knöpfen und Knopfschürzen versehen. Das Mantelet aus weichem Doublestoff hat vorn lang herabhängende, hinten kurze edige Schößeile und ist mit Armeln von Plüsch verbunden, sowie mit einem 5 Cent. hohen Stehragen ausgestattet; das Futter desselben aus heliotropfarbentem changoant-Seidenstoff hat man für die Armeileile über dünner Batteneilage durchnäht. Im vorderen Geschmack gestickte Borten von verschiedener Breite, sowie Federnbesatz vorn und hinten an den Schößenden angebrachte schwanartige Federbüschel garnieren das Mantelet in der Weise der Abbildung; außerdem hat man dasselbe mit aus Seide und Goldfaden hergestellten Grelots verziert, sowie mit Hals und Dien zum Schließen versehen. An dem Taillenabschluß der Rückenteile ist ein Gürtel aus Seidenstoff befestigt, der vorn ineinander gehakt wird.

Fig. 2. Promenadenkleid aus Tuch. Der 205 Cent. weite Rock aus Käffet royal ist am untern Rande 13 Cent. hoch mit Tuch besetzt und außerdem mit einem 333 Cent. weiten Volant von Plüsch garniert, derselbe ist vorn 10, hinten 27, an der einen Seite 68, an der andern Seite 108 Cent. hoch und am untern Rande auf der Rückseite mit einem 3 Cent. breiten Streifen von Seide begrenzt. Die Tunika aus Tuch tritt zu beiden Seiten, den Volant aus Plüsch sehen lassend, auseinander, ist im Ubrigen in einige Falten geordnet und hinten reich gerafft. Auf den in der Weise der Abbildung übereinander fallenden vorderen Garniturteil hat man Stiderei von Seide angebracht. Gleiche Stiderei überdeckt die Westenteile, den Stehragen und die Revers der kurzen, hinten mit einem faltigen Schöß versehenen Taille; letztere ist längs der vorderen Mitte mit Hals und Dien zum Schließen versehen, sowie mit 4 Passementierknöpfen verziert.

Bezugsquelle der Modelle: Bonwitt u. Pittauer, Berlin, Behrenstraße 26a.

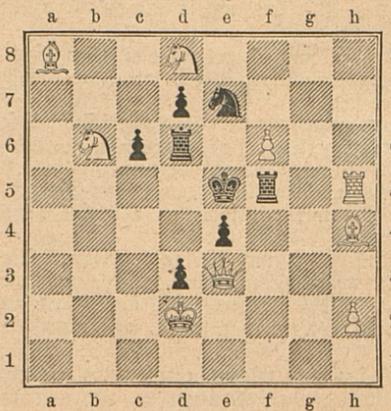
Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 206.

Von S. C. Evans.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 204 Seite 340.

- 1. T c 3 — e 3. Weiß.
- 1. L h 6 n. g 7 (g 5) †. Schwarz.
- 2. T g 3 n. L. Weiß.
- 2. Bellebüg. Schwarz.
- 3. D. matt. Weiß.
- A. Weiß.
- 1. Schwarz.
- 1. L h 6 n. e 3. Weiß.
- 2. T g 3 n. e 3. Schwarz.
- 2. Bellebüg. Weiß.
- 3. D. ober T. matt. Weiß.
- B. Weiß.
- 1. Schwarz.
- 2. D e 2 n. e 3. Weiß.
- 2. T g 3 n. e 3 †. Schwarz.
- 2. Bellebüg. Weiß.
- 3. D. matt. Weiß.

Ergänzungsrätsel.

a an an ba be berg burg ca co da da dt dy ge gra gra gra i he ka ma me ment mit mo nas ne or pa res res ro se si so ta ta te to r.

Aus vorstehenden 40 Silben lassen sich 20 dreißilbige Wörter bilden, welche alle dieselbe (zu suchende) Mittelsilbe haben. Wie heißen dieselben? Dr. L.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 80.

Eine Dame schilderte in gesellschaftlichem Kreise einen merkwürdigen Vorfall, den ihr Großvater im Jahre 1808 erlebt hatte. Ein Herr fragte hierauf: „Wie alt war ihr Herr Großvater damals?“

Sie erwiderte: „In dem genannten Jahre war die Zahl der Lebensjahre meines Großvaters gerade so groß, wie die Summe der Ziffern seines Geburtsjahres und dieser Umstand erhöhte die Merkwürdigkeit jenes Vorfalls.“

Wie alt war der Großvater im Jahre 1808 und in welchem Jahre war er geboren?

Korrespondenz.

Gaushalt und Küche. 7. 2. Eine bekannte Mannheimer Kaffeefirma hat nachfolgende beachtenswerte Regeln zusammengestellt, um eine praktische Anweisung zur Bereitung eines wohlschmeckenden Kaffees zu geben. Dieselben lauten: 1) Man beurteile den Kaffee nicht nach der Farbe der Bohnen, sondern nach dem Geschmack (der Kaffee ist oft gefärbt); 2) beim Röstten achte man darauf, daß der Kaffee nur italienbraun, ja nicht schwarz werde, damit seine edelsten Bestandteile, die sich leicht verflüchtigen ätherischen Öle, nicht verbrennen, wodurch der Kaffee einen unangenehmen bitteren Geschmack bekommt; 3) den frisch gerösteten Kaffee schütte man nicht in ein enges Gefäß, sondern behufs schneller Abkühlung auf ein Sieb oder in dessen Ermangelung auf eine möglichst große Platte, damit der heiße Kaffee nicht nachrösten oder verbrennen kann; 4) nachdem der Kaffee erkalte ist, bewahre man ihn in einer gut schließenden Blechbüchse auf, und zwar an einem trockenen, jedoch nicht zu warmen Orte; 5) das Quantum der zu mahlenen Bohnen bestimme man nicht durch ein Gefäß, sondern nach dem Gewichte, da die Bohnen leichtsten Kaffees beim Brennen größer wie diejenigen schwerer und kräftiger Sorten werden, so daß man bei Anwendung eines Gefäßes von leichtem Kaffee weniger und von kräftigem mehr Gewicht erhält, während es doch gerade umgekehrt sein sollte; 6) man nehme pro Tasse circa 8 Gramm gemahlener Kaffee, welches Quantum sich nach untrer Erfahrung als das geeignetste bewährt hat; 7) der Kaffee soll so fein als möglich gemahlen werden, denn je feiner er gemahlen ist, desto besser entlaugt er sich; 8) der Kaffee darf nicht gedocht, sondern muß durch auf einmal aufzuschütten des stark lodendes Wasser zubereitet werden; 9) man bediene sich hierzu keines Kaffeefasses, sondern einer zweckmäßigen Filtermaschine, deren Boden dem zu bereitenen Quantum größer oder kleiner sein muß; 10) der Kaffee soll, nachdem er filtriert ist, alsbald genossen werden, da er durch langes Nach- und Aufwärmen an Aroma verliert.

Verschiedenes. 7. 2. Für die Behandlungsweise gesunder lebender Pflanzen werden folgende Regeln gegeben: Das erste, wenn eine Pflanzensammlung angekommen, ist, daß man die betreffende Kiste oder Korb sofort öffnet, die Pflanzen herausnimmt, sie wieder in die Kiste bringt und den Kistendeckel nur lose auflegt. Die in der Kiste eingepferchten Pflanzen kommen so lockerer zu liegen, erhalten wieder etwas mehr Luft und Licht, die sie umgebende Feuchtigkeit kann allmählich entweichen und die während des Transports der äußeren Temperatur etwas entwohnten Pflanzen gewöhnen sich so wieder allmählich an dieselbe. Die Pflanzen beim Eintritt sofort aus der Kiste zu nehmen und sogleich bei hellem Sonnenschein oder rauher Witterung ins Freie zu pflanzen, wirkt meist recht schädlich auf diese, kann sogar ihren Untergang zur Folge haben. Lange dürfen die angekommenen Pflanzen indes auch nicht in der Kiste liegen bleiben, sondern sind möglichst rasch zu verpflanzen. Sind es einjährige Gemüße- oder Blumenpflanzen, so bringe man sie denselben Tag noch gegen Nachmittag, bei heißer Witterung erst gegen Abend in den Garten und gieße sie nach dem Verpflanzen gleich an. Dasselbe gilt auch von mehrjährigen oder perennierenden Gewächsen, und thut man hier recht wohl, wenn man die an ihren Standort gebrachten Pflanzen ganz leicht mit etwas Laub, Streu, Strohhalm oder Reisig bedeckt, weil solches die auf der Reife angegriffenen Keime und Blätter gegen äußere Trockenheit schützt. Sind es Topfgewächse, so dürfen sie nicht sogleich in eine zu hohe, austrocknende Gewächshaus- oder Zimmerwärme kommen, sondern nur in eine gemäßigte, und müssen einige Tage etwas schattig, doch immer möglichst nahe am Fenster gehalten werden; auch gieße man sie das erste Mal gleich reichlich, halte dann aber die nächstfolgenden Tage hierin Maß, denn allzu häufiges Gießen kann leicht Fäulnis der Wurzeln herbeiführen.

Bestellungen auf den „Bazar“ werden von allen Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit — also auch nach Beginn des Quartals — zum vierteljährlichen Abonnementspreise von 2½ Mark (in Österreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs) angenommen. Bereits erschienene Nummern des laufenden Quartals werden nachgeliefert.

Wir empfehlen geneigter Beachtung unseren Abonnenten den dieser Nummer beigefügten Prospekt, betreffend Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek.